

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Tafelberg	387
An der Reichsgrenze. Von Anselm Heine	397
Pausen. Von Ludwig Gurkitt	404
Die Schönheit der großen Stadt. Von August Gudeff	413
Sinnes und Donnersturm. Von Leben	417

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 8a.

1908.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
 Kommanditgesellschaft auf Aktien
Kapital: 5 Millionen Mark.
 Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,
 hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarisch an
 Befeilung zu zeitgemässen Zinskassen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber
 völlig kostenfrei.

9-1 Uhr.

SCHWARZBURG Beste Pension * * * *
 Großstädtischer Komfort
 Tennis, Schwimmbad * **Weisser Hirsch**
 Bürgerliche Preise * *

Hamburg. Hotel Esplanade.
 Appartements und Zimmer mit Bad.
 Carlton-Ritz Restaurant.

Neues Schauspielhaus | **Grand Hotel Excelsior**
 Nollendorfplatz | Anhalter Bahnhof
Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

Alle Waffen sind staatlich geprüft: Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene



als Jagd- u. Scheibengewehre, automatisch, Repetier-Büchsen u. Pistolen, Luftwaffen, Teschins, Revolver sowie sämtliche Jagdgerätschaften liefert die

Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak
 Berlin SW. 48, Friedrichstrasse 240-241.

Hamburg. HAMBURGER HOF
 Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster
 Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.
Feine Französische Küche
 Neue Direktion.
 Gänzlich renoviert

M. Marx & Co. Foreign Bankers
 (An- und Verkauf von an der Londoner Börse gehandelten Wertpapieren.
 Auskünfte kostenfrei.)
London E. C. Telegraphic Address:
 Gresham House Old Broad Street. Offerendos, London.



Berlin, den 12. September 1908.

Sustrahilanz.

September 1904. Frankreich und Spanien verhandeln über Marokko. Unter hellem Himmel, der den Ängstlichsten kein Unwetter fürchten läßt. Mit England ist seit dem achten April Alles geordnet; die an diesem Tag in London unterzeichnete Déclaration concernant l'Égypte et le Maroc bestimmt im neunten Artikel: „Les deux gouvernements conviennent de se prêter l'appui de leur diplomatie pour l'exécution de la présente déclaration.“ Für Rußland (das in Ostasien beschäftigt ist) kann Frankreich, für Italien (das, seit Loubet in Rom war, die Republik mit fast zärtlichem Eifer umwirbt) kann England bürgen. General Porter, der Botschafter der Vereinigten Staaten, hat eben erst, in Hayns Namen, Herrn Delcassé dankbare Freude darüber ausgesprochen, daß den Franzosen gelungen sei, den Amerikaner Verdicaris aus Naidulis Klauen zu befreien. Deutschland? Der Kanzler hat im Reichstag zweimal gesagt, die franko-britische Verständigung gebe dem Reich keinen Anlaß zu Widerspruch oder Beschwerde; und seine Worte sind im Temps von dem Offiziosissimus, dem Botschaftssekretär André Lardieu, très sages et très clairvoyants genannt worden. Als der Botschafter Bihourd den (etwas dunklen und düstigen) Text des franko-spanischen Abkommens in die Wilhelmstraße bringt, fragt Nitchhofen nur, ob die deutschen Handelsinteressen gewahrt seien. Bihourd bejaht die Frage; und Delcassé bestätigt in zwei Depeschen die Richtigkeit der Antwort. „Die Freiheit des Handels ist und bleibt verbürgt. Das weiß die berliner Regierung. Sie hat von England in Egypten die Handelsvortheile verlangt, die uns dort gewährt sind: und genau die selbe Stellung hat künftig der deutsche Handel in Marokko. Ich bitte, Herrn von Nitchhofen deutlich zu sagen, daß durch das franko-spanische Abkom-

men die Garantie der Handelsfreiheit noch verstärkt wird.“ Nichtsosen ist zufrieden und betont, daß Deutschland in Marokko nur wirtschaftliche Interessen habe. (Also nicht politische; auch nicht den Wunsch, an der Atlantikküste des Scherifenreiches einen Hafen oder eine Kohlenstation zu pachten.) September 1905. Der deutsch-französische Zwist scheint nicht mehr gefährlich. Der Kaiser hat gesagt, er werde Frankreich in Marokko fortan nicht geniren. Der Kanzler (zu Bihourd), wenn dem Konzert der Großmächte nicht gelinge, die Unabhängigkeit und Souverainetät des Sultans Abd ul Aziz zu sichern, könne Frankreich die Rolle, nach der es lange, übernehmen; die Geschäftsführer der Republik, deren nordafrikanische Stellung in Berlin nicht verkannt werde, müssen nur noch ein Bißchen Geduld haben. Radolin und Rouvier haben das Abkommen unterzeichnet, das die berechtigten Interessen, die Verträge, die Sonderstellung Frankreichs anerkennt, und Rouvier hat in der Kammer erklärt: „L'entente est formelle entre l'Allemagne et nous.“ Am ersten September schreibt er, nicht ganz so zuversichtlich: „Mehr als einmal ist uns gesagt worden, für Deutschland handle sich in Marokko nur um wirtschaftliche Interessen und um die Würde des Kaisers, der dem Sultan Schutz versprochen habe und sein Versprechen halten müsse. Wir wollen die Aufrichtigkeit dieser Angaben nicht bezweifeln; mit der Thatfache aber, daß Graf Tattenbach besondere Vortheile erstrebt, sind sie sehr schwer zu vereinbaren.“ Der deutsche Kanzler ist friedlich gestimmt. Er wird Herrn Dr. Rosen nach Paris schicken; dann kommt man wohl schnell ins Reine. Der Scherifenspund und der Hafendamm in Tanger? Kleinigkeiten. Die dürfen die Freundschaft nicht trüben. Tattenbach hat den Auftrag, dem Maghzen veröhnliche Haltung zu empfehlen; auch die Republik solle sich nicht schwierig zeigen. „Es wäre doch unangenehm, wenn die Fenster eingeschlagen würden, während wir Bridge spielen.“ Die Gesandten Saint-René Taillandier und Tattenbach sind in Sez und hören vom Sultan freundliche Orientalenrede. Herr Dr. Rosen bringt aus Lutetia keinen Lorber heim. Als Witte, der von Portsmouth kommt, in Paris und Rominten gewesen ist, einigen Deutschland und Frankreich sich endlich über das Konferenzprogramm. Fürst Bülow plaudert in Baden-Baden mit Herrn Tardieu und versichert ihn, das Deutsche Reich werde die französische Republik in Marokko und anderswo unterstützen, wenn sie das Handelsinteresse und die Würde Deutschlands wahre. Im Tempel wird erzählt, der Kaiser habe gesagt: „Ich will den Franzosen keine Schwierigkeiten bereiten und habe drum dem Grafen Tattenbach die veröhnlichsten Instruktionen gegeben.“ Die Thronrede klingt nicht so heiter; und der Kanzler nennt im Reichstäg die Lage „nicht durchaus befriedigend“. Herr Rouvier antwortet (in Delcassés Ton-

art): „Unsere Rechte und Interessen in Marokko sind wichtiger als die aller anderen europäischen Mächte. Wir sind in Nordafrika eine muslimanische Macht und können weder Anarchie noch Feindseligkeit im benachbarten Scherifenreich dulden. In den Vereinbarungen mit Deutschland sind all unsere Rechte anerkannt oder vorbehalten.“ Nach dieser Rede stimmen 501 Abgeordnete für die Regierung. Kein Grund zu Besorgniß; in vier Wochen beginnt ja in Algieras die Arbeit. Am elften April 1906 kann Herr Bourgeois, Rouviers Nachfolger im Auswärtigen Amt, diese Arbeit als ein der Republik nützlich Werk in der Kammer rühmen. Frankreich und Spanien sind von den Signatarstaaten ermächtigt und verpflichtet, in den Hafenstädten die Polizei zu organisiren; und Deutschland hat (auch durch den Mund des Kanzlers) anerkannt, daß Frankreich in Marokko eine privilegierte Stellung habe. September 1906. Unruhe in Mogador. Franko-deutscher Notenwechsel über die nächste Scherifenanleihe; beide Mächte berufen sich auf die Algierasakte, die nicht verletzt werden dürfe. Keinernter Zwist; auch nicht, als Herr Pichon, Clemenceaus Sekretär fürs internationale Geschäft, am Quai d'Orsay sitzt und den in Langer bedrohten Europäern eine bewaffnete Intervention verheißt. September 1907. Die (ziemlich billigen) Heldenthaten von Casablanca haben der Freundschaft nicht geschadet. Herr Jules Cambon, der Herrn Bihourd abgelöst hat, hört im Auswärtigen Amt nur Worte freundlichster Zustimmung. Als er Pichons Note über das von der Mannschaft des Galilée und des Du Chayla bei Casablanca Geleistete dem Staatssekretär vorgelegt hat, sagt Herr von Tschirschky: „C'est excellent; soyez assuré que vous avez toutes nos sympathies“; und wird in Wilhelmshöhe dem Kaiser den Dank der Republik künden. Am neunten September erklärt die berliner Regierung, sie werde Frankreichs berechtigtem Verlangen, für die Vorgänge in Casablanca Genugthuung zu erhalten, nicht entgegentreten und hoffe nur, daß sich so schwere Schädigung fremder Geschäftsinteressen künftig vermeiden lasse; wenn zum Schutz der Europäer ein neuer Eingriff nöthig sei, müsse für eine ausreichende Truppenzahl gesorgt werden. Zwei Tage danach besucht Herr de Carbonnel, der den Botschafter vertritt, den Staatssekretär. Herr von Tschirschky bittet, an die Entschädigung der Kaufleute von Casablanca zu denken. „Dem Maghzen wird es schwer werden, das nöthige Geld zu finden; aber Geld findet man schließlich immer.“ Er lobt den für Langer entworfenen Polizeiplan und zeigt das vollste Vertrauen zu den französischen Absichten. „Das ganze Gespräch hatte einen herzlichen Ton und Herr von Tschirschky wiederholte mehrfach die Versicherung, daß er auf unsere guten Beziehungen den höchsten Werth lege.“ Leicht verständigt man sich auch über die Maßregeln, die den Waffen schmuggel

fortan hindern sollen; für die Dauer eines Jahres wird den französischen und spanischen Schiffen der Wachdienst überlassen. Der deutsche Geschäftsträger hat für seine in Mazagan gefährdeten Landsleute französische Hilfe erbeten und dem Gesandten Grafen Saint-Aulaire für den in Casablanca geleisteten Beistand gedankt. Töllige Eintracht also; wie im September 1904.

Inzwischen hat ein neuer Mann den Kampfplatz beschritten. Am dreizehnten September schreibt Muley Hafid, der seit dem Lenz im Süden allmählich Anhang gewinnt, an die beim Scherifenhof beglaubigten Diplomaten, er habe den Thron bestiegen, den das islamische Gesetz, um die Unantastbarkeit des Reiches zu sichern, dem schwachen Bruder aberkannt habe. In demselben Brief protestirt er feierlich gegen die Beschließung der Hafenstadt Casablanca als gegen einen Vorgang, der das Völkerrecht und die internationale Verkehrsstätte verlese und ohne Beispiel in der Geschichte sei. Wer wird in dem Bruderkrieg siegen? Frankreich scheint auf die Karte des legitimen Herrn zu setzen und an Hafid Glück nicht zu glauben. Der Mensch, stöhnte Jacobus, zäumt Pferde und lenkt Schiffe, kann die Zunge aber, deren Unrast doch so viel Gift verbreitet, nicht zügeln. Auch Herr Pichon kanns nicht (war, ehe er in die Diplomatie kam, wohl zu lange Journalist). Im Januar sagt er in der Kammer: „Nehmen wir einmal an, Muley Hafid führe seine Sache zum Sieg. Allen von Europäern bewohnten Städten könnte dann die Gefahr einer heftigen Reaktion drohen. Die in Algessiras beschlossene Polizeiorganisation, die schon jetzt ungemein schwer ist, würde ganz unmöglich (plus impossible que jamais). Wenn die legitime Regierung beseitigt wäre, fände die Anarchie kein Hemmnis mehr. Wir müßten bei Udjida und Casablanca neue Angriffe erwarten und die Mächte hätten mit einem zusammenhanglosen und feindlichen Marokko zu thun. Daraus könnten Schwierigkeiten entstehen, die den Weltfrieden gefährden. Selbst wenn ich annehme, daß Muley Hafid sich den Fanatikern, die ihn auf den Machtgipfel getragen haben, entzieht, die Fremdenfeindschaft zu dämpfen und durch Reformen das Vertrauen der Mächte zu gewinnen sucht: dürfte er dann etwa mit größerer Sicherheit als Abd ul Aziz auf Erfolg rechnen? Könnte er sich Herrschaft und Ansehen erhalten? Würde die von ihm verlassene Partei des Widerstandes ihm nicht neue Thronwerber entgegenstellen?“ Im Februar klingt die Rede noch rauher. „Wir denken nicht daran, vor einem rebellischen Scherifen die Waffen zu strecken, der den Heiligen Krieg gegen uns predigt, die unterworfenen Stämme zum Aufruhr ruft, uns mit wilder Grausamkeit bekämpft, die Leiber unserer Offiziere verstümmeln läßt und sogar den algerischen Grenzbezirk zu gefährden trachtet. Alle Hindernisse, auf die unser Bemühen, das Land zu beruhigen, stößt, hat Mu-

ley Hafid geschaffen. Noch an der Grenze Algeriens (wir wissen aus Meldungen des Generalgouverneurs Jonnart) rufen seine Sendboten zum Heiligen Krieg. Der den Volkvertretern von dem verantwortlichen Minister so geschilderte Mann hat im Hochsommer des selben Jahres nun den Bruder besiegt und die Französische Republik soll ihn als den legitimen Sultan anerkennen.

September 1908. Kein Wölkchen am Himmel. Marokko interessiert uns längst nicht mehr. Nach Allem, was Kaiser, Kanzler, Staatssekretäre verheißen haben, können wir Frankreichs Privilegien am Atlas kaum noch ernstlich bestreiten; hätten stets auch die Algeriamehrheit gegen uns und sänden am Ende nicht einmal den „brillanten Sekundanten“ von 1906 auf dem Paulplatz. Abd ul Aziz oder Abd ul Hafid: uns ist's einerlei. Mancher freut sich laut der unbequemen Lage, in die Frankreich gerathen ist; und bedenkt nicht, daß eine Verständigung nie schwer wird, wenn Einer das Geld hat, das der Andere braucht. Abwarten: heißt in Paris die Parole. Um sich im Herrscherglanz an der Küste zu zeigen, muß der neue Sultan Geld haben; und nur von uns kann er's bekommen. Schon hat er in Demuth Herrn Regnault gefragt, ob Frankreich ihm, der für die Sicherheit der Fremden bürgt, gestatte, sich in Tanger zum Sultan ausrufen zu lassen. Bald kommt er wohl noch weiter entgegen. Was das Strafgesetz als Nöthigung, Bucher, Erpressung verpönt, ist im internationalen Verkehr noch heute erlaubt. Wer die Nothlage des Gegners nicht nach allen Regeln der Bucherkunst ausbeutet, gilt da als ein Tropf. Noch stehen Anhänger Hafids gegen franko-algerische Truppen im Feld. Trozdem rath General Picquart, der in Deutschland einst gefeierte Deutschenhasser, den neuen Sultan sofort anzuerkennen; „sonst werden wir von den berliner Herren überholt“. Grundloses Mißtrauen. In Berlin hat man gerade jetzt andere Hunde zu peitschen. Wollen wir's mal probiren? Ein Magyarenblatt (die Minister Clemenceau und Caillaux erholen sich in den Königreichen Franz Josephs) muß melden, Wilhelm habe dem Sultan die Anerkennung schon zugesagt. Die Meldung wird kaum beachtet; in Berlin aber an der sichtbarsten Stelle als falsch bezeichnet. Seht Ihr? Berichtigungen, die vom Kaiser handeln, kommen nur auf Allerhöchsten Befehl in die Norddeutsche Allgemeine Zeitung. Der Kaiser will also, daß die Republik an seinem guten Willen nicht zweifle; ihm nicht etwa arge Absicht zutraue. Kein Zwang zur Eile, Kollege Picquart; wenn Muley Hafid recht müßig werden soll, muß er wissen, daß er von Europa nichts zu erwarten hat, ehe wir mit ihm einig sind. Von Berlin ist nichts zu fürchten. Zwar hat das Blatt, das die ungarische Nachricht dementirt, auch gemeldet, der Kanzler habe in Nordern den Vortrag des Gesandten Rosen gehört. Der ist seit dem September 1905 am Quai d'Orsay höchst unbeliebt. Er hat da-

malß behauptet, Rouvier habe ihm versprochen, daß Frankreich von der Konferenz nicht die Ermächtigung zum Hafenzolizeitrecht fordern werde. Rouvier hatß bestritten und, vor Lardieus Ohr, Herrn Dr. Rosen zur Rede gestellt, „sans que celui-ci, assez décontenancé, fit la moindre objection“. Der beim Kanzler? Auffällig istß nicht; jeder in die Heimath beurlaubte Gesandte besucht den Chef. Und gegen den kaiserlichen Willen können Beide nichts thun. Wie Wilhelm denkt, wissen wir; und daß sein Wunsch, bei den strasburger Paradedesten einen Vertreter des französischen Heeres zu sehen, von Clemenceau nicht erfüllt werden konnte, hat seine Weisheit wohl schnell begriffen. Daß beweisen die Worte, die er am vorlehten Augusttag zu den Bürgern des Reichelandes sprach. Keine Spur von Verstimmung; wie vom Widerhall eines Glücksausches tönte die Rede. „Ich freue mich, Ihnen als meine innerste Ueberzeugung außsprechen zu können, daß der europäische Friede nicht gefährdet ist. Er beruht auf zu festen Grundlagen, als daß sie durch Hehereien und Verleumdungen, von Neid und Mißgunst Einzelner eingegeben, so leicht umgestürzt werden könnten.“ Fürsten, Staatsmänner, Völker wollen den Frieden. „Stolz auf die unvergleichliche Mannesucht und Ehrliebe seiner Wehrmacht, ist Deutschland entschlossen, sie ohne Bedrohung Anderer auch ferner auf der Höhe zu erhalten und so auszubauen, wie es die eigenen Interessen erfordern, Niemand zu Liebe, Niemand zu Leide.“ Die Rede hatte in Paris gefallen. Hehereien, Verleumdungen, Mißgunst: Das ward nicht über die Vogesen gerufen, sondern über den Kanal. Das stolze Wort von der „unvergleichlichen“ Mannesucht und Ehrliebe des deutschen Heeres konnte man diesmal herunter schlucken, da der „oft unwillig aufgenommene Hinweis auf das scharfe Schwert und das trockene Pulver fehlte. In der Stunde der Scherifenkrisis macht der Deutsche Kaiser sich, an der französischen Grenze, zum Bürgen des Friedens und versichert, just in dieser Stunde, daß seine Wehrmacht Keinen bedrohe. Hüßlicher kann man nicht sein. War Clemenceaus Ablehnung noch nicht bekannt oder ihr Motiv gebilligt worden? Jedenfalls braucht Herr Regnault nichts zu übereilen. Wenn der Ministerpräsident heimkehrt, wird er berichten, welches Handeln Rußlands, Oesterreichs, Italiens Geschäftsleiter empfehlen, welches King Edward für nützlich hält.

Der hatte in Cronberg die Richte besucht und den Neffen getroffen; und wieder war uns, wie in jedem Herbst, erzählt worden, in so fröhlicher Freundschaft seien die beiden Herren noch niemals gestellt gewesen. Leider hatte die Mär auch in diesem Jahr kurze Beine. Noch im August erfuhren wir (aus wiener Blättern), daß Eduard mit dem Ergebnis der cronberger Gespräche recht unzufrieden sei und gesagt habe: „Der Horizont ist nicht wolkenlos. Eng-

land will den Frieden, muß aber, um auf jeden Fall vorbereitet zu sein, die Rüstung verstärken.“ Daraus hatten Geschichtsträger geschlossen, die Flottenfrage sei von den Monarchen erörtert worden. „Den Vorschlag des Königs, die deutsche und die britische Seemacht zu begrenzen, hat der Kaiser mit solcher Entschiedenheit abgelehnt, daß die Frage in absehbarer Zeit nicht wieder gestellt werden kann.“ Die Angabe war falsch. Nicht Eduard hatte die Frage gestreift, sondern Sir Charles Hardinge, der dem Kaiser die Ueberzeugung aussprach, nur eine Verständigung über den Marinestatus könne das Verhältniß der beiden Völker auf die Dauer bessern. Darauf hatte der Kaiser geantwortet, solches Abkommen dünke ihn mit seiner Souverainetät unvereinbar und jede Zumuthung dieser Art könne den Kriegsfall herbeiführen. (Früher wurde, ehe ein Monarch den Vertreter eines fremden Staates empfing, die Gesprächslinie genau fixirt und jede gefährliche Kurve vermieden. Die Rückkehr ins Schutzhäus dieser alten Sitte ist mit ehverbietiger Dringlichkeit zu empfehlen. Sonst zeugt ein rasches Wort noch schlimmeres Unheil.) Eduard hatte in Ischl und in Marienbad darüber geklagt; und die Losung ausgegeben: „Wir bleiben friedlich, bauen aber neue Dreadnoughts und Indomitables.“ Die strasburger Rede sollte Britanniens Stirn entzunzeln, das Inselvolk vor den Verleumdern warnen, die dem Deutschen Reich kriegerische Pläne zuschreiben. Ob dieses Ziel mit Wortgeschossen zu erreichen ist? Die liberale Partei müßte um ihre Zukunft zittern, wenn sie die Kreditforderung der Admiralität nicht im Parlament verträte. Selbst die Herren Winston Churchill und Lloyd George werden jetzt für jede Milliarde stimmen, die das Königreich vor Invasion schützen soll.

Noch wurden dem Kaiser an der Seine Loblieder gesungen, noch pries man den Takt, der ihn gerade die Stunde der Hafidkrisis zur Beruhigung wählen ließ: da kam aus Berlin überraschende Kunde. Dem deutschen Konsul ist befohlen worden, nach Fez zurückzukehren. Er soll also die Konsulargeschäfte in der Hauptstadt wieder aufnehmen und mit dem neuen Maghzen verkehren. Das ist der erste Schritt auf dem Weg zur Anerkennung Hafids. Der zweite folgt sogleich. Am Tag von Sedan meldet die Norddeutsche Allgemeine Zeitung: „Die Kaiserliche Regierung hat geglaubt, durch ihre Vertreter die Signatarmächte von Algiras darauf hinweisen zu sollen, daß eine rasche Anerkennung Muley Hafids im Interesse der endlichen Beruhigung der marokkanischen Verhältnisse liege.“ Vierzig Stunden nach Wilhelm's strasburger Rede. Das Lob klingt in einen Wuthschrei aus. „Das war die Absicht? Einullen wolltet Ihr uns und, während wir von Eurer Loyalität träumten, in Fez mit eifernder Besessenheit nach Vortheilen haschen? Hafid erkennen lehnen, auf wen er sich stützen müsse? Gestern zuckerfüße Worte, heute Radel-

stiche und Fußangeln? Diese schwankende, unzuverlässige Politik wirbt Euch Feindschaft und läßt Euch schon längst nicht mehr in behagliche Ruhe kommen.“ Die englische Presse schilt noch lauter. Nie vorher war das Einverständnis der Westmächte so herzlich. In der Franko-Britischen Ausstellung verbrüdet der französische Provinzrentier sich dem londoner Shopkeeper; in jedem Ringeltangel werden allabendlich von Artisten mindestens einmal die Fahnen beider Länder geschwenkt und von der trunkenen Menge mit dem Zweiflaggenlied begrüßt. Unfreundlicher ist kaum je über Deutschland geredet, geschrieben worden; nicht nur im Gebiete der Entente Cordiale. Der Deutsche wartet. Darf, als Patriot, nicht zweifeln, daß er die Ausführung eines ernsthaft vorbedachten Planes erleben wird. Das Reich will im Westen der islamischen Welt sein Ansehen retten, den Rückzug der französischen Truppen aus Udjda und Casablanca zwingen und den Scherifen beweisen, daß es im Konzert der Mächte noch den Ton anzugeben vermag. Merkwürdig, daß zu solchem Versuch die Gelegenheit günstig scheint. Sind wir denn nicht mehr vereinsamt? Haben wir seit den traurigen Tagen von Algésiras treue Freunde gefunden? Schließlich ist der Kanzler, wenn ihm auch die Hirnkraft des Schöpfers fehlt, doch ein erfahrener, im Diplomatenhandwerk ergrauter Mann, der reiflich überlegt haben wird, quomodo et quibus auxiliis der Plan durchzuführen ist. Sicher hat er kräftige Sozien. Nur ein Bißchen Geduld. Offizielle Stimmen sind noch nicht hörbar; nur offiziöse. Nicht eine für die „rasche Anerkennung“. Frankreich und Spanien werden ihre Bedingungen gemeinsam formuliren; und in London und Petersburg, in Washington und Rom Beistand finden. Im pariser Auswärtigen Amt schwört man darauf, daß auch Oesterreich-Ungarn diesmal nicht mit Deutschland geht. Freiherr von Aehrenthal spricht lange mit Herrn Tittoni, macht Herrn von Schoen einen kurzen Besuch und wird an einem Tag zweimal von dem Erzherzog Franz Ferdinand gehört, der danach zu den deutschen Kaisermanövern nach Metz reist. Vermittelung? Schon lesen wir, der deutsche Geschäftsträger habe Herrn Bichon beruhigende Erklärungen gegeben. Doch der Groll verstummt nicht. Die Aufgeregten sind mit leiser Schwichtigung nicht zufrieden. Am siebenten September steht in der Norddeutschen, ein Mißverständnis habe den Lärm bewirkt; den Signatarmächten sei keine Note überreicht, sondern nur eine Anregung übermittelt worden. Sieben Tage lang ist in offiziellen Depeschen und Artikeln stolz von der „deutschen Marokko-Note“ geredet worden. Nun war keine Note. War die friedliche Absicht wieder durch ein Mißverständnis entstellt worden; wie in den letzten Lustren schon so oft. Frankreich konnte lachen. Auf wessen Kosten? „La

note allemande et le Maroc: le flot qui l'apporta recule épouvanté.“
Mit fetten Lettern stand's, uns zu Hohn und Schmach, im pariser Journal.

Manches hatten wir für möglich gehalten. Solches nicht. Nicht einen dritten Rückzug aus dem Scherifenbezirk. Wenn die „Kaiserliche Regierung“ (von der, als sei der Ewige Bund deutscher Fürsten zur Monarchie geworden, im Amtsstil jezt immer geredet wird) die Mächte nur zu bedächtiger Schnelle, privatim und unverbindlich, anregen wollte, brauchte sie diese Absicht nicht in Plakatschrift zu zeigen. Keiner hat sie so verstanden. Keiner gezweifelt, daß Frankreichs islamische Stellung geschwächt werden solle. Vielleicht auch Englands. Wer weiß, wie bald das erstarrte Ohsultanat Egypten zurückverlangt und auf die Weigerung mit dem Kampfruf antwortet, der bis zum Himalaja die Welt Mohammeds gegen die blonden Eroberer waffnet? Sir Gerard Lowther fühlt, daß nur die höchste Kraftleistung die anglo-jungtürkische Freundschaft fortfristen kann. Im Westsultanat schafft das Ende des Thronstreites eine gute Gelegenheit. Die müssen wir nützen. Wir sind zur Anerkennung des Siegers bereit. Zaudern die Anderen, so erhält Muley Hafid unsere Zustimmung. Er ist nicht allein, braucht der Verständigung kein beträchtliches Opfer zu bringen, in seines Reiches Grenzen fremde Truppen nicht zu dulden. Frankreich muß weichen. Dann spürt jeder Musulmane, welche Großmacht von allen die stärkste ist, und der eine Streich bricht den Ring, in den Deutschland gesperrt werden sollte. Für einen tollkühnen Phantasten hat den Fürsten Bülow noch Niemand gehalten. Woher kam ihm der Abenteuerplan? Aus dem Hirn des Herrn Rosen, der bisher nur dünne Wortgespinne und schädliche Mißverständnisse hinterlassen hat? Ein Staatsmann muß, bevor er eine Sache anfängt, doch ungefähr wissen, mit welchen Mitteln er sie zu gutem Ende führen kann. Von welcher Seite her durfte der Kanzler Hilfe erhoffen? Britanien, Rußland, Stalien, Portugal gehören zu Edwards Concern und können nicht gegen Frankreich optiren. Schweden braucht französisches Geld. Belgien, Dänemark, Norwegen würden sich heute noch schwerer als 1906 von der Mehrheit trennen. Die Vereinigten Staaten gingen in Algistraß mit unseren Gegnern; und Sternburg ist tot und Roosevelts Macht ins letzte Viertel geschrumpft. (Daß brasilische Offiziere nach Berlin geladen wurden, nährt altes Jankeemißtrauen.) Oesterreich-Ungarn? Als die Stadt Prag britische Journalisten bewirthete, pries Frankreichs Konsul den nahen Tag, der das Habsburgerreich den Westmächten verbünden werde: und die wiener Regierung entschloß sich nicht zur Beschwerde. Als pariser Stadtverordnete in Prag populirten, feierte, unter dem Zauchzen der Menge, der Bürgermeister den franko-zechischen Bund: und die wiener Regierung ließ es geschehen. Galizien haßt die Germanisatoren der Ostmark und die Magyaren

möchten mit den französischen Millionen ihr Industrieland düngen. Wozu viel darf man dem goodwill des Freiherrn von Lehrenthal nicht zumuthen. Und was vermöchten die zwei Kaiserreiche gegen die Koalition? Rückwärts, stolzer Eid! Wir sind mißverstanden worden; von fünf Erdtheilen. Muley Hafid kann noch ein Weilchen warten. Auch das Deutsche Reich? Das ist die Frage.

Der Kalkül war falsch. Erstens muß in islamischen Ländern, so lange es irgend geht, der Schein europäischer Eintracht gewahrt werden. Zweitens kann dem Sultan, dem der Ruf unverzöhnlicher Xenophobie den Thron erobert hat, die hastig gewährte Anerkennung seines Herrscherrechtes nur Schaden; er ist verloren, wenn sein Anhang ihn nicht kämpfen, feilschen, dem Kumi Etwas abhandeln sieht. Herr Rosen, der Salonphilosoph, sollte sich als Dragoman und Gesandter so simple Lehren der Völkerpsychologie längst eingeprägt haben. Kehrt er nach Tager zurück, dann wird er mit scharfem Auge auf Europäerlippen oft ein Lächeln wahrnehmen. „Die Deutschen sind seltsame Käuze. Herrn Abd ul Aziz verhießen sie Schutz: und ließen ihn fallen. Der Sultan, riefen sie, soll souverain, sein Land fremden Truppen gesperrt bleiben: der Sultan kam unter Vormundschaft, der wichtigste Theil des Landes unter franko-spanisches Militärkommando. Dem Padischah hatten sie thätige Freundschaft gelobt: und drücken nun, die Hand der Rebellen, die ihm nur ein machtloses Leben im Harem noch gönnen. Jetzt sollte Hafid anerkannt werden, ehe Aziz abgefunden und die Zukunft der christlichen Kolonisten gesichert war: und wieder ist die deutsche Forderung nicht durchzusetzen.“ Glaubt der Kanzler, daß solche Rede nicht bis ins Ohr der Muslim dringen wird? Dafür wird der Gegner sorgen. Frankreich hat erwirkt, was es wollte; nach dem deutschen Excitatorium ruhig den Wunschzettel mit Spanien vereinbart und im Südosten die für Hafids Sache fechtenden Stämme mit Kanonen niedergezwungen... Hat in Marokko ein Gluch sich an unser Sinnen und Trachten geheftet? Nach all den Reden, Protokollen und Notizen durfte man hoffen, die „Kaiserliche Regierung“ werde sich nur noch um die Handelsfreiheit kümmern und das Vergangene vergangen sein lassen. Nein. Der alte Jammer beginnt von Neuem. Wir konnten, wenns durchaus sein sollte, allein vorgehen. Den Sieger als Landesherrn anerkennen. Schiffe und Soldaten in die Häfen schicken und den Zweiflern zeigen, daß wir den Krieg nicht fürchten; daß der Deutsche auch für einen Strohhalbm, wenn die Ehre es heischt, das Leben einsetzt. Das wäre nicht klug gewesen; nicht einträglich. Hätte uns in höherem Sinn aber genützt und vielleicht vor ärgerer Kriegsnoth bewahrt. Ist der Starke wirklich wieder zurückgewichen? Dann kommt die Stunde, in der das aufwallende Volksgefühl die Waffenprobe erzwingt. Die Gefahr ist nicht draußen: ist unter deutschem Dach.

An der Reichsgrenze.

Seit Wochen reiste ich in den Vogesen herum und hatte bei dem grünen frohen Wandern durch milde, fruchtbare Schönheit jeden Zeitbegriff verlernt. Da erinnerte mich in Gérardmer ein zufällig aufgegriffenes Blatt des „Petit Journal“, daß man den dreizehnten Juli schrieb, also am Vorabend des französischen Nationalfestes stand; der einzigen Gelegenheit in Frankreich, bei der man en masse und offiziell begeht, als der Deutsche. Nicht „Kaiser und Reich“, nicht ein „angestammtes Herrscherhaus“ noch die „ritterliche Vasallentreue“ fordert seine Furraufe heraus. Drei Worte sind es, die der Franzose besonders gern im Munde führt: „L'amour“, „L'honneur“ und „La patrie“. Die Liebe nun ist in Frankreich keine sehr erhabene Sache. Man schwärmt nicht gemeinsam darüber; der Franzose betrachtet sie als eine selbstverständliche Nothwendigkeit. Und L'honneur benutzte er einfach wie ein ihm zugehöriges Kleidungsstück, das er gefällig drapirt. Sie ist ihm keine von „oben“ verliehene Uniform, in die man sich hineinpast, auf die man stolz ist. Nur La patrie bleibt ihm für öffentliche Ovationen. Und es interessirte mich, zu sehen, wie die Franzosen sich in den patriotischen Zudungen ausnehmen möchten, die ich, der Preuße, bei solchen Festen für unerlässlich hielt. So blieb ich im Städtchen, um die Geburtstagfeier der République anzusehen.

Gérardmer ist ein entzückend zwischen bewaldeten Bergen an seinem See gelegener kleiner Badeort mit eleganten Villen neben den mit Schindeln gedeckten Gebirgshäuschen, einem Kasino und einer Garnison von zwei französischen Infanteriebataillonen. Sieht man von oben herunter auf die Stadt, so glihern die rothen Ziegel und blauen Schiefer der städtischen Gebäude zwischen dem Grün der Anlagen lustig herauf. Bis hoch in die Berge hinauf ziehen sich weiße, einzeln verstreute Landhäuschen. Ich stellte mir vor, daß es sich da gut schwärmen und jubeln lasse. Noch freilich merkte man nicht viel. Nur an den Straßenecken liebten theilige Festprogramme, die für den Abend eine course aux flambeaux ankündigten, für den nächsten Tag die Revue der Truppen und einige Konzerte, später großes Feuerwerk. Sehr emphatisch lautete die Bekannmachung, zur Feier des Quatorze Juillet sei das Koulettespiel freigegeben und werde zweimal am Tage stattfinden.

Sehr praktisch für Gérardmer, dachte ich. Auch die Bazarbuden und die Augustgeschäfte in den Straßen schienen auf vermehrte Kauflust zu rechnen; sie bereiteten hübsche Arrangements vor, bei denen ich den in Farben und Portraits sich ausdringenden Patriotismus gern vermiste. Nichts als geschmackvolle Ausstellung hübscher Modestachen. Am See war die blank friedliche Physiognomie der Landschaft noch nirgends gestört, trotz den Wasserchauspielen, die dort verheißt waren; und im Hôtel du lac stand der vornehme Portier ziemlich ausdruckslos und beschäftigungslos am Portal. Hier und da freilich sah man Weißliche und Schulschwestern mit ihren Jünglingen, die irgendwelche Marschirproben abzulegen schienen.

Allmählich füllten sich denn auch die Straßen mit Klüßigen, die umherstanden und erleben wollten. Vor dem Kasernenhof waren Soldaten gemächlich damit beschäftigt, Tannen einzurammen und mit blau-weiß-rothen Papiergewinden zu schmücken. Eine gemächlich sich auf dem Mauervand ausruhende Schildwache gab ihren künstlerischen Rath zur Ausschmückung des Schilderhäuschers, mit allerlei

wichtigen Pointen, zum Besten. Im Hof wurde von einem Unteroffizier in etwas nachlässiger Toilette eilig die Parole für den nächsten Tag ausgegeben, unbekümmert um die Kinder und Frauen, die neugierig herumstanden. Nachdem diese Dienstpflicht erfüllt war, fing plötzlich der Unteroffizier an, seelenvergnügt pfeifend, wie ein Kreisel umherzutanzeln. Ein kleiner, zum Ersthreden magerer Junge stand mit vor Entzücken offenem Mund und sah seinen geliebten *piau-piaux* (Soldaten) zu.

„*Hé l'ami!*“ Einer der Soldaten sah väterlich den Kleinen an den Schultern: „*Ta graisse ne pèse pas trop, par exemple!*“ Er schiebt ihn scherzend in eine Gruppe seiner Kameraden hinein: „*Gare, vous autres, gare à la boule de suif!*“

Die Mutter nickt eifrig: „*Bon oui le soldat!*“ Und zum Kleinen: „*Qu'est-que j'te disais toujours, mon vieux: si tu ne manges pas, tu ne seras pas soldat, et si tu n'es pas soldat, tu ne te marieras pas; voilà.*“ Bei uns würde es auf ein Kind wenig Eindruck machen, wenn man ihm drohte, es dürfe nicht heirathen; unser Französklein aber fing jämmerlich zu weinen an; und auch die Umstehenden machten ganz ernsthafte Gesichter.

In der Stadt wehten nun bereits überall Fahnen und Fähnchen mit der Aufschrift R. F. (*République Française*). Und jetzt, bei Dunkelwerden, begann die feierlich im Programm aufgeführte „*sonnerie des cloches*“. Es klang wie ein eherner, freudiger Gesang; heldenmüthig und doch weich. Auf der Straßesummiten die Kinder im Walzertakt die Klänge mit. Die Erwachsenen aber ließen sich in ihren plaisirlichen Geschäften nicht hören. Und nun, als Einleitung zur *course aux flambeaux*, von der *place da Trexau* aus eine Kanonensalve, die mein deutsches Herz mit allerlei feierlichen Erinnerungen beschwerte, den Franzosen aber wenig Eindruck machte: im Schwange der Feiterfest, die sich sofort überall entfesselte, wo der Zug vorbeikom. Eine kindliche, durchaus nicht anspruchsvolle Feiterfest, die Eimen selbst in frohe Laune bringt und das schwerfällige deutsche Vorurtheil lurtirt, ein Festzug sei eine seriöse Sache. Schaaren junger Mädchen begleiten die Soldaten, nehmen ihnen die *Lampions* aus den Händen und tragen sie im Zug mit. Kein Stoßen und Schreien, nur übermüthiges Witzeln und vergnügter Gesang. Von Polizei ist nirgends Etwas zu sehen. Damen ohne Hüte mischen sich unbesorgt unter's Volk und marschiren im Takt der heraufschwebenden und pridelnden Musik durch alle Straßen mit. Ein Achtjähriger renomirt von einer hohen Fahnenstange herab zu seinem Kameraden: „*Qu'est-que tu dirais, si j'étais perché là-haut, moi?*“ Gefagt, gethan: im Nu ist er oben. Und schon auch hat ihm ein junges Mädchen eine rotthe Papierlaterne hinaufgereicht, die er nun droben, unter dem jauchzenden Ruf: „*Vive la France*“, herumschwankt. „*Ah, le brave gosse! Vive la France!*“ Noch im Traum hörte ich heitere, unbekümmerte Stimmen „*Bravo*“ und „*Vive la France*“ rufen, sah lustige Gesichter einander zulächeln, sah farbige Fähnchen wehen und den Zug der bunten, durchleuchteten *Lampions*, die wie festliche Blumen in der dämmerigen Höhe schwebten. Alle meine Nerven schwanzen noch die heitere, echt französische Feststimmung mit, in der Gervardmer seinen Vorabend des Quatorze Juillet beging.

Witten in der Nacht wachte ich noch einmal auf, um mir gewissenhaft klar zu machen, daß ich von dem erwarteten patriotischen Ueberschwange eigentlich noch recht wenig gemerkt hätte. Die Leute hatten sich amüßirt; und der Geburtstag der Republik gab das Stichwort dazu. Was erregte und froh stimmte, war einfach

Die Tradition, die Erinnerung an all das viele Freundliche, das dieser Festtag schon an Gefühlen und Genüssen gebracht hatte. Nichts weiter.

Der Festtag selber aber sollte mich belehren, wie leidenschaftlich diese heitere französische Tradition sich gebildet, wenn sich die ganze Schwere allemännischen Gemüthes an sie festklammert.

Man hatte mir gesagt, daß die Elsäßer den Quatorze Juillet zu einer Demonstration zu benutzen pflegten. In Schaaren zögen sie dann über die Grenze und es sei ihnen ein Sport, angesichts des deutschen Gendarmen drüben am Grenzpfahl aus voller Kehle „Vive la Franco“ zu schreiben. Ich dachte es mir interessant, Das zu sehen und zu hören. So fuhr ich denn ein paar Stationen ins Elß hinein. Ich wollte miterleben, wie die Leute über die Grenze fahren. Schon auf dem Hinweg, gleich bei der ersten elsässischen Station, sah ich hinter dem eleganten deutschen Kurhaus Altenberg, drunten auf der Bergstraße, Haufen von Fußgängern. Die Mädchen zum Theil in Landesrösch. Ernst blicken die jungen Gesichter unter den schwarzen Hügelhauben und runden Blumenhüten hervor. Verkümmerte Bäuerlein mit ungeheuren violetten Regenschirmen, breitgehende Frauen in kurzen, weiten Jodas und enganliegenden Sammethäubchen, ein buntes Taschentuchbündel am Arm. Weist hängen ihnen ein paar Kinder an den Hosfalten. Die jungen Leute gehen in Trupps zusammen. Man hört ihr Rasen und aufgeregtes Lachen. In Edgmatz mußte ich den Wagen wechseln. Die begraßten Bahnsteige waren schon schwarz von Erwartungsvollen. Der vom Münsterthal kommende Zug kommt bereits den Wiesenberg hinauf. Alle Plattformen überfüllt; an den Fenstern Kopf an Kopf. Das Rischen der Lokomotive wird übertönt von lautem Stimmengewirr: Lachen, Schreien, Fluchen, Singen. Der Zug hält. Mit Mühe erobere ich mir einen Platz, zwischen zwei Bündeln von Münsterkäse, an die Knie eines alten, zitterigen Männchens gequetscht. Ein wahrer Sturm auf die Wagen beginnt. Junge Leute hängen sich an den fahrenden Zug. Das verzweifelte „Obacht geben!“ der Schaffner verhallt. Unzählige bleiben noch zurück, die nicht mitkönnen „ins Frankreich“.

Zuerst allgemeines Johlen und Gelächter der Zusammengesprechten. Dazwischen das übliche Schimpfen auf die deutschen Verhältnisse, in das der Elsäßer bei feierlichen Gelegenheiten noch immer verfällt. Man raisonnirt über die Ausnahmegeetze, Grobheit der Beamten, Chicanererei: „Mr wisse's jo, daß d' Schwowe (Preußen, Deutsche) d' Stärkere sin (ah los cochons!), aber unser Herz geme mr grad, wem mir wolle!“ Dann wird die Stimmung ernster. Die älteren Leute erzählen von 70; alte, längst bekannte Sachen. Die Jüngeren hören andächtig zu, fast intelligent werden die breiten, materiellen Gesichter. Ich frage den zitterigen Alten, ob ihm die lange, unbequeme Fahrt nicht zu viel würde. „J'crois hen que non, M'sieur, un vieux Français comme moi! Et puis, ein Dienischt ich dr ander werth!“

„?“

„Ma p'tite pension comme gendarme à Plombières, M'sieur.“ Und nach einer Weile pöfzig: „Fussch Mark han i no drübe. Von di Ditsche. I bin jo drübe Postillon g'fin in Bollwiller!“

Zwei junge Mädchen, zum Ersticken an einander gepreßt, sichern und tuscheln die ganze Zeit über vergnügt mit einander: „Jetzt muß mr keller, Mabelaine, sey sin mr bol drüwe! Paß uf, em erschte Plou-plou wo n-i güeh, fall-i grad um dr Hals, — tu verras!“ „Jo, va-t' en mit Dine culottes-rouges.“

Jetzt kommt wieder Kurhaus Alsenberg und dann der Tunnel. Einer ruft: „Achtung: die Grenze!“ Und schon hört man von drüben her, von den zu Fuß Hinübergewanderten, ein triumphirendes „Vivo la France!“ Hart am Grenzpfahl stehen sie, dicht hinter dem deutschen Wirthshaus, schwenken die Hüte und winken den Ankömmlingen entgegen. Ein paar begrüßende Flintenschüsse ertönen. Neben mir hat sich ein stiller, blasser Mensch erhoben, von der schmalen, dunkelhaarigen Art, wie die Mischung mit französischem Blut sie hervorbringt. Mit einer linkschen, unbeschreiblich rührenden Bewegung nimmt er sein zerknittertes Filzhütchen vom Kopf und weist auf den Hügel drüben, auf dem die französische Fahne weht. „Bleu-blanc-rouge“, sagt er mit zitternden Lippen. Alle sind still geworden. Ruhig, fast ohne Gedräng, verlassen sie die überfüllten Wagen. Langsam und ernst, immer je Zwei und Zwei, schreiten sie über den symbolischen Strich, den ein Spahvogel heute früh zwischen dem schwarz-weiß-rothen und dem blauen Pfahl gezogen hat. Eine plötzliche Stille ist eingetreten. Keiner spricht mehr. Einer oder der Andere bleibt plötzlich stehen und sieht sich um; wie erwachend. Ein seltsames Pathos hat sich auf alle Gesichter gelagert. Etwas ganz Unerwartetes nach diesem Poltern und Lachen. Der Weg nach der französischen Abfahrtsstation geht an der Zollstelle vorbei. Keine Revision heute. Und jetzt kam Etwas, das mich erschütterte, weil es so spontan war. Auf dem langen Zollstrich hatten sich ein paar ländliche Musikanten mit Blechinstrumenten aufgestellt. Vor dem Tisch vier Männer, die mit lauter, provozirender Stimme sangen:

„Vous n'aurez pas l'Alsace, la Lorraine,

Et malgré vous nous resterons Français!“

In der Mitte der Musikanten ein hoher, schöner junger Burche. Mit beiden Händen hält er die im Winde sich wiegende Tricolore hoch in die Luft, über die Köpfe der Menge hinweg. Und wie auf Verabredung, schweigend, gebeugt, ziehen Alle in dichten Reihen unter der Fahne durch, Alte und ganz Junge, lautlos, wortlos. Alle haben ihr Haupt entblößt. Viele haben Thränen in den Augen; man hört das Schluchzen der Frauen. Ich kann kaum sagen, was mich bei diesem Aufstritt so rührte. Es war wohl das Einmüthige, Unerwartete der Handlung. Wie unter einem Baum ging ich zwischen diesen Fremden; erregt und hochgespannt wie sie. Das war keine Demonstration mehr, der man zusieht: Das war ehrliche, unwillkürliche Gemüths hingabe. Und ich fing an, zu begreifen, daß der Quatorze Juillet den Elässern Tiefere und Unmittelbareres bedeutet als den Franzosen ihre frohe, gedankenlose Gedenkfeyer.

Stumm und aufgeregt sah man zusammen in dem wieder bis zum Erhöhen überfüllten Zug. Von der wunderbaren Gebirgsnatur ringsum, von Louremet und Bongemer, den beiden Waldseen, von den idyllischen Matten und Oberfern im Thal, von der wilden Romantik des Pont-des-Caves sah wohl Niemand Etwas. Man konnte sich nicht regen. Auch schien Jeder in seine eigenen Gedanken vertieft. Allmählich wurde die Luft im Wagen unerträglich. Es roch nach Zwiebeln, Schweiß und den Rosmarinsträußchen der Frauen. Dazu kam der starke Duft der Lilien, die zwischen Laub- und Tannenkränzen festlich die Fenster schmückten. In Gérardmer verließ man eilig, wie in Scham über die eigene Nahrung, den Zug. Die Zusammengeschrägtheit löste sich und nur hier und da noch hielt eine größere Gruppe von Elässern in dem Gewimmel der Straßen zusammen, deutlich erkennbar durch ihr schwerfälligeres und ernsteres Wesen.

Bersirent nur betrachtete ich die „Grande Revue“, die recht einfach verlief und auch vom Publikum nicht sehr beachtet wurde. Schmutz genug freilich sahen die Offiziere in ihren elegant sitzenden Uniformen aus. Ihr kurzschrittiges Marschiren hatte etwas Grazidieses und Lustiges. Sauber angezogen und voll Berbe zogen die Soldaten an ihrem Colonel unter den elektrisirenden Klängen des Sambre-et-Meuse-Marsches vorüber.

Inzwischen war das Leben des kleinen Bades aufgewacht. Ein Duft von Puder und Parfüm schwebte unter den Platanenalleen und mit der Französin wetteiferte die eldässiche Madame épiciere an Ehignons- und Lodenfülle, an Ohrbrillanten und Stiefelschuhen.

Ab und zu sah ich mich nach meinen Elässern um. Ich war überzeugt, ihr fromm erhobener Patriotismus würde bald genug dem überall reichlich gebotenen Wein- und Absinthgenuß weichen. Aber immer, wenn ich sie wieder sah, waren sie die Selben. Zwar aufgeregt und laut, doch weit von der schreienden Alkohollustigkeit, mit der die Elässler sonst ihre Feste feiern. Es war mir merkwürdig, wie stark das Bewußtsein, eine heilige Feier zu begehen, ihr Wesen zu binden und zu erheben vermochte. In aller Lustigkeit, die hier und da zwischen ihnen aufkam, bewaheten sie einen rührend-strengen Anstand, dem man die Ungewohntheit anmerkte. Und als am Mittag auf dem großen Platz vor dem Hôtel de la Poste eine Gruppe nachdenklicher kolmarer Bürger bei den Kanonen stand, die dort unter der uralten knorrigen Linde aufgefahnen waren, fiel ihr schwerfälliger Ernst so deutlich auf, daß aus der Menge allerlei halb achtungsvolle, halb spöttische Bemerkungen herübergerufen wurden: „Dieu, quel beau sérieux! Dites donc, vous allez prendre racine là-bas? Voilà des têtes-carrées!“

Nachmittags war Konzert im Kasinogarten angelegt. Den Schluß des Programms bildete die Aufführung der *Marcellaine* mit Gesang. Langsam sammelte sich die Menge: Weltbame und Bauer, alte und junge Lebemänner, neben verarbeiteten Gestalten, Alles durcheinander an diesem republikanischen Gedenktag. Die Weisen trugen Hähnen und Kofarben. Im Vorraum des Kasinos spielten die Badegäste Koulette. Eifrig, mit Hingebung; man hörte die laute, ausdruckslose Stimme des Croupiers unermüdlich wiederholen: „A vos jeux, messieurs! Tous vainqueurs! Tous vainqueurs!“ Und nach einer Weile: „Rien ne va plus!“

An meinem Tisch im Garten, dem Musikpavillon gegenüber, sah der Bleiche, Stille aus meinem Coupé. Er sah jetzt roth und angeregt aus, aber seine Züge hatten den gespannten Ausdruck von heute morgen behalten. Es stellte sich heraus, daß er ein Uhrmacher aus Wegeval war; er erkannte mich wohl nicht als Deutschen, drum er fing sogleich mit einer verbissenen Traurigkeit zu klagen an. „Ja, heute, hier ist es schön“, sagte er französisch „aber wenn wir heute abends zurückfahren: kaum über die Grenze, ist die Freude dahin. Brutal werden uns von dem Gendarmen die Kofarben weggerissen. Die bekannten Schimpfwörter fliegen nur so hin und her. Wir sind wieder ‚bei uns zu Haus‘, wo wir nichts zu sagen haben. Für gewöhnlich, so im Werktag, denkt man nicht mehr darüber nach, aber an solchem Tag wie heute“ . . . „Warum sind uns die Deutschen nicht mit Freundlichkeit und Liebe entgegengekommen?“ fing er nach einer Weile wieder heftiger an. „Konnten sie uns nicht wenigstens unsere Feste lassen? Jetzt verlangt man von uns, wir sollen ‚Kaisersgeburtstag‘ feiern!“ Er lachte auf. Ich versuchte, ihm klar zu machen, daß es sich freilich nicht

vereinigen lasse, als Zugehöriger eines Kaiserreiches die Republik zu feiern, bekam aber nur ein eigen sinniges „Quand même!“ zur Antwort. Und nach einer Pause den gewichtigen Satz: „Glauben Sie nur, der Republikaner wird im Eisfasser niemals auszuroiden sein.“ Durch mein Schweigen gereizt, fuhr er, immer aufgeregter, fort: „Unter Frankreich fühlten wir uns als Glieder einer zusammenhängenden Familie; heute kennen wir nur Herren, die über uns verfügen; wir sind Waisen ohne Vater, ohne Brüder.“ „Aber Eure französischen Brüder haben Euch schnell genug aufgegeben“, wollte ich erwidern . . .

Da begannen droben im Orchester die ersten Takte der Marseillaise. Heroisch, aufreizend. Wie mit einem Schlag erhoben sich Alle. Die Männer nahmen die Hüte ab. Und als jetzt der Tenorist an die Rampe tritt und, die bereit gehaltene Fahne schwenkend, mit sonorer, leicht vibrierender Stimme beginnt: „Allons, enfants de la patrie, le jour de gloire est arrivé!“, da geht ein Rauschen und Brausen der Begeisterung durch das Publikum. Viele fühlen nur: Jetzt ist sie da, die große Sensation des Tages! Aber von dem prachtvollen Rhythmus dieser Hymne werden auch sie hingerrissen und zusammen mit den Anderen stimmen sie in die Wiederholung des Refrain ein: „Aux armes, citoyens . . .“

Der Uhrmacher neben mir hatte zu singen aufgehört. Er konnte nicht mehr. Von Thränen überströmt und heißer stand er da. Aber als Alle schon längst geendet hatten, hörte man noch einmal seine heißere, von Schluchzen fast erstickte Stimme: „Enfants de la patrie . . .“ wiederholen.

Nach der Marseillaise leerte sich der Garten schnell. Ein kurzer Augenblick: und man hörte wieder aus dem Kaisersaale die ewige blecherne Stimme: „A vos jeux, messieurs! Tous vainqueurs! Tous vainqueurs!“

Mein Tischnachbar war aufgestanden. Müde und verlegen, schon halb ernüchtert ging er aus dem Garten.

„Bitt for heim. Au revoir, à l'année prochaine!“ Einer nach dem Anderen verließ das Fest. Der Zug wartete nicht.

Eben stammten drüben die ersten Versuchskugeln des Feuerwerkes auf. Und jetzt ein aus farbigen Leuchtugeln gebildetes riesengroßes R. F. über dem See. Gleichsam als Abschiedsgruß für die Eisfasser, hinter denen sich nun wieder der gleichmäßige friedliche Hedenzaun des Alltags schloß, in dessen Schutz sie sich recht behaglich und zufrieden fühlen. Bis wieder der Quartorze Juillet herannah, mit seinen lustigen und aufreizenden Melodien, seinem heiterfarbigen Banner, seiner Marseillaise. Dann erheben sich die Ruhigen und Bessigen, dann beginnen sie ein erregtes Traumleben, dann irren sie umher unter den lustigen, leichtmüthig feiernden „Brüdern“ und geben mit der allemannischen Ernsthaftigkeit ihrer Begeisterung den pathetischen Eis schlag zum leichten, schimmernden Gewebe des französischen Nationalfestes.

Und vielleicht hat der Uhrmacher aus Wehral Recht: „Der Republikaner wird im Eisfasser schwer auszuroiden sein.“ Er wird es noch lange nicht vergessen können, daß er sie miterlebte, die Zeit des großen Rausches, in der täglich Märchen zur Wahrheit zu werden schienen, die keine Grenzen mehr anerkannte. Die Revolution! Napoleon! Das war Lebenselement für die immer noch so deutsch Phantastischen. Da war Etwas, wofür man schwärmen konnte. Mehr wahrscheinlich, als die Franzosen selber es thaten!

Und nun dieses Nationalfest!

Gebt dem Elsäßer Feste! Feste, wie man sie in Frankreich feiert, ohne Serilität, ohne Polizei, republikanische Feste wie den Quatorze Juillet, die einer Idee, nicht einer Person gelten. Denn der Elsäßer ist und bleibt der deutsche Idealist. Und eben darum liebt er den nächsternen Franzosen als seinen Gegenfuß. Und er liebt „sein“ Frankreich mit dem bewundernden Reide des Gebundenen dem Beweglichen gegenüber. Dieses Gebundensein, das er empfindet, schreibt er äußeren Ursachen zu: den „Schwobbs“, ihrem Zwang, ihren Einrichtungen. Und fühlt nicht, daß es in ihm selber liegt. In seiner angeborenen schweren, deutschen Art.

Weslem Heine



Es ist nicht meine Aufgabe, hier die Gründe zu untersuchen, die es möglich machten, daß eine urdeutsche Bevölkerung einem Lande mit fremder Sprache und mit nicht immer wohlwollender und schonender Regierung in diesem Maße anhänglich werden konnte. Etwas liegt wohl darin, daß alle diejenigen Eigenschaften, die den Deutschen vom Franzosen unterscheidet, gerade in der elsässer Bevölkerung verkörpert werden, so daß die Bevölkerung dieser Lande in Bezug auf Lässigkeit und Ordnungsliebe eine (ich darf es wohl ohne Ueberhebung sagen) Art von Aristokratie in Frankreich bildete; sie waren befähigter zu Aemtern, zuverlässiger im Dienst; die Stellvertreter im Militär, die Gendarmen, die Beamten im Staatsdienst, in einem die Proportion der Bevölkerung weit überragenden Verhältnis, waren Elsässer und Lothringer; es waren die anderthalb Millionen Deutsche, die alle Vorzüge des Deutschen in einem Volk, das andere Vorzüge hat, aber gerade nicht diese, zu verwerten im Stande waren und tatsächlich verwerteten; sie hatten durch ihre Eigenschaften eine bevorzugte Stellung, die sie manche gelegliche Unbilligkeit vergessen machte. Es liegt dabei im deutschen Charakter, daß jeder Stamm sich irgendeine Art von Ueberlegenheit, namentlich über seinen nächsten Nachbar, vindiziert. Hinter dem Elsäßer und Lothringer, so lange er französisch war, stand Paris mit seinem Glanz und Frankreich mit seiner einheitlichen Größe. Er trat dem deutschen Landsmann gegenüber mit dem Gefühl: Paris ist mein; und fand darin eine Quelle für ein Gefühl partikularischer Ueberlegenheit. Ich gehe nicht auf die weiteren Gründe zurück, daß Jeder sich einem großen Staatswesen, das seiner Fähigkeit vollen Spielraum giebt, leichter assimiliert als einer zerrissenen, wenn auch stammverwandten Nation, wie sie sich früher diesseits des Rheines für den Elsäßer darstellte. Thatsache ist, daß diese Abneigung vorhanden war und daß es unsere Pflicht ist sie mit Geduld zu überwinden. Wir haben meines Erachtens viele Mittel dazu. Wir Deutsche haben im Ganzen die Gewohnheit, wohlwollender (mitunter etwas ungeschickter, aber auf die Dauer kommt es doch heraus) und menschlicher zu regieren, als es die französischen Staatsmänner thun. Ich bin überzeugt, daß wir der Bevölkerung des Elsaß auf dem Gebiete der Selbstverwaltung ohne Schaden für das gesammte Reich einen erbedlich freieren Spielraum lassen können, von Haus aus, der allmählich so erweitert wird, daß er dem Ziel zustrebt, daß jedes Individuum, jeder engere, kleinere Kreis das Maß der Freiheit besitzt, was überhaupt mit der Ordnung des Gesammstaatswesens verträglich ist. Aber wir dürfen uns nicht damit schmickeln, sehr reich an dem Ziel zu sein, daß im Elsaß die Verhältnisse sein werden wie in Thüringen in Bezug auf deutsche Einrichtungen. (Wismarck.)



Paulsen.

Friedrich Paulsen war einer der bekanntesten deutschen Hochschullehrer, einer der anerkanntesten Publizisten aus dem Gebiete des philosophischen, sozialen und pädagogischen Lebens. Es ist das Recht der Ueberlebenden, sich und Anderen darüber Rechenschaft zu geben, was ihnen der Verstorbene durch seine Person und durch sein Lebenswerk bedeutet. Ein umfassendes, abschließendes Lebensbild mag später schreiben, wer Zeit und Beruf dazu hat: an dem noch frischen Grab sammeln wir im Geiste nur Das, was sich uns an persönlichen Erinnerungen aus gelegentlichen, mehr zufälligen Begegnungen ergeben hat.

Ich muß etwa zwanzig Jahre zurückgreifen, um den Anfang meiner Beziehungen zu Paulsen zu finden. Wir wohnten Beide in Steglitz. Er, als der im heftigen Schulkampf stehende berliner Universitätsprofessor, ich, als eben erst angestellter Oberlehrer an dem neugegründeten Progymnasium; er in seiner eigenen Villa, ich nicht weit davon in einer Art Studentenbude; von da aus sah ich ihn täglich auf seinem Gang nach und von dem Bahnhof und freute mich an seiner männlich festen Erscheinung, an seinem derben Bauerntritt und an dem ganzen ungezwungenen Wesen, zumal an seinem freundlichen Gruß mit dem großen Filzhut und unter kräftigen, herzlichen Zurufen. Mir selbst aber galten solche Grüße nicht. Wir waren noch nicht bekannt geworden und mich hielt, wie in meinem ganzen Leben, eine Scheu zurück, der „Größe“ in den Weg zu treten. Eine Scheu, wohl aus Bescheidenheit und aus Stolz gemischt. Ich mag mich nicht begönnern lassen und fürchte nichts mehr als den Schein, ich suchte Etwas von dem Einfluß des Mächtigen für mich einzufangen. Auch fürchte ich mich vor herablassenden Blicken, vor dem Verdacht, ich wolle mich emporrecken und den Großen als ebenbürtig an die Seite stellen. Das hat mich oft abgehalten, bedeutenden Menschen, in deren Nähe ich kam, die Huldigung auszudrücken, die ich im Inneren für sie empfand.

Paulsens Erscheinung wurde mir immer sympathischer. Ich sah ihn auf der Straße mit Jedermann behaglich plaudern, bald mit einem Gärtner, bald mit einem Bureaubranten; sah, wie er hier ein kleines Bärtschöhen freundlich anhielt, dort an einem Kinderwagen stehen blieb und mit liebem, herzlichem Wesen sich an das Püppchen wandte. Da war nicht ein einziger Zug, der professorale Würde verrieth. Eine schlichte, gesunde Herzlichkeit, das natürliche Bekenntniß einer freundlichen Seele. Dazu kam die sympathische äußere Erscheinung. Paulsen war Frieße und hatte den starkknochigen, schweren Körper und den derben, bartlosen Schädel, wie man ihn bei nordischen Bauern findet. Man konnte ihn auch für einen Landprediger halten; doch eher für einen katholischen. Denn in seinem ganzen Wesen lag etwas Natürliches, Urwüchsiges. Kein Zug von gekünstelter Würde und von salbungsvoller Herablassung. Ich

sah bald, daß man leichten Zutritt zu ihm hatte, und nahm mir vor, die erste Gelegenheit zu einer Begegnung zu benutzen.

Diese Gelegenheit verschaffte mir ein lieber Freund, dessen ich hier und überall mit all der ihm gebührenden Herzlichkeit und Wärme gedenke: Professor Dr. Christian Belger. Er war mir als Berufsgenosse, klassischer Philologe, Archäologe, Gymnasiallehrer, Herausgeber einer philologischen Wochenschrift schon kein Fremder mehr, als ich ihn bei dem Professor Dr. Otto Richter, dem jetzigen Direktor des Prinz-Heinrich-Gymnasiums in Schöneberg, persönlich kennen lernte. Belger war ein auffallend häßlicher Mann. Sein bartloses, breites, rothes Gesicht, mit dünnen, zurückgestrichenen blonden Haaren und mit weichen, verschwommenen Zügen, die sich beim Lachen noch häßlicher verzogen, stieß zunächst ab. Doch dieser Eindruck schwand, sobald man ihn sprechen hörte. Er war eine der tiefsten und am Feinsten gestimmten Seelen, die mir im ganzen Leben begegnet sind. Er verband mit großer Gelehrsamkeit das heiter-sinnige Gemüth eines Kindes. Sein reicher Geist war eben so im klassischen Alterthum zu Haus wie in der deutschen Literatur. Er konnte über ein Sinn- gedichtchen von Logau in das selbe Entzücken gerathen wie über eine kleine griechische Terrakotte. Er hatte für schöne alte Ausgaben und für seltene Stiche wahre Liebhabergärtlichkeit; aber er verlor sich nicht ins Kleinliche, Tändelnde, Kuriose. Seine wahre Leidenschaft war Bismarck. Er huldigte dem großen Mann auf seine eigene Weise. Sammelte, was er an Gedrucktem über Bismarck austreiben konnte. So kaufte er zu Bismarcks achtzigstem Geburtstag alle möglichen Zeitungen auf, weil er, ganz richtig, meinte, eine solche Sammlung zeitgenössischer Urtheile müsse für einen Historiker später von großem Werth sein. Er hinterließ meines Wissens diese Sammlung dem Gymnasium, an dem er viele Jahre gewirkt hatte. Er stand ganz allein. Sein Vater war Mühlenbesitzer in der lausitzischen Gegend gewesen. Er hatte keine Geschwister, keine anderen Verwandten und hauste unter seinen Büchern und Kunstblättern, zwischen Schülerheften und den Korrekturbogen seiner Zeitschrift. Die Jungge- sellenwohnung hat er aber mehrfach gewechselt. Gleich die erste Begegnung machte und zu Freunden. Ich mußte, obgleich Richter seine Gäste wahrhaftig nicht verdrusten läßt, noch in der selben Nacht mit ihm in eine Weinstube eintreten. Da bekannte er mir, daß er mit mir Bruderschaft machen müsse. Ihm that offenbar meine sorgenlose Heiterkeit wohl. Er konnte sich nicht satt lachen an meinen Scherzen und meinen Geschichten aus Griechenland, klopfte mir immer wieder auf Schultern und Knie, hob dann sein Glas und stieß lächelnd mit mir an mit den Worten: „Ra, Prosit, Gurliit, Du bist ein famoser Recl.“ Dann kam er auf seinen Freund Paulsen zu sprechen. Den müsse ich kennen lernen. „Er ist einer unserer Besten. Du wirst Deine Freude an ihm haben.“ Bald darauf waren wir denn auch in Paulsens Villa zu Gast.

In der Fichtestraße in Steglitz, hinter einem dichten Garten, erhebt sich dieser rothe Backsteinbau, der sehr geschickt den Bedürfnissen seines Bewohners angepaßt, im Uebrigen aber durchaus nicht sehenswerth ist. Praktisch, aber nichtern. Und ich fand in diesem Bau einen dahin passenden Geist. Etwas eigenthümlich Abgemessenes, fast Pastorales. Die Unterhaltung wurde im Flüsterton geführt; man sprach von Kant und von neueren Schriften über Kant. Das letzte Wort hatte stets der Hausherr, der in irgendein scharf geschliffenes Scherzwort sein Urtheil zusammenfaßte. Ich gab mich in meiner Weise, kann aber nicht sagen, daß mir wohl und warm wurde.

Wenige Tage darauf hatte ich wieder eine Begegnung mit Belger. Ich merkte gleich, daß Etwas nicht mehr stimmte. Er kam denn auch bald mit der Sprache heraus. „Weißt Du“, sagte er, „jedes Haus hat seinen genius loci, den man respektiren muß. Deine heitere und laute Art paßt nicht in Paulsens Räume.“ „Bon“, sagte ich, „dann gehe ich eben nicht wieder hin. Ich kann mir nicht für jedes Haus eine eigene Art anzüchten. Wenn ihm mein Ton nicht fein genug ist, so braucht er mich nicht wieder einzuladen. Uebrigens hat ein nicht minder Bornehmer, Ernst Curtius, gerade an meiner ungezwungenen Art Gefallen und seine Frau sagte mir manchmal: „Ernst besteht darauf, daß Sie stets sein Tischnachbar sind. Er erfreucht sich daran für Tage!“ Belger vermittelte. So seis nicht gemeint. Er wolle nur eine Freundschaft anbahnen helfen. Mir aber war die Unbefangenheit genommen. Zwar verkehrten wir noch fort, ich sah Paulsen auch, als ich verheirathet war, bei mir zu Gast; wir waren in Uebereinstimmung, aber wohl nie in vollem Einklang.

Ich versuchte, mir Das psychologisch aufzuhellen. Darin sollte keine Kritik liegen, sondern eine bloße Orientirung. Mein Ergebniß war: Paulsen ist eine unkünstlerische Natur, zwar nicht ohne Gemüth, im Wesentlichen aber Verstandesmensch, Wissenschaftler, abstrahirender Philosoph. Er ist eben Nordstriebe. Frisia non cantat. Ich habe auch Paulsen nie einen Ton singen hören und glaube, er muß sogar als Student (er war Burschenschafter, er-langer Bubenreuter) dem Ergo bibamus und dem Landesoater mit stummer Theilnahme zugehört haben. Ich mußte oft an seinen Landsmann Friedrich Hebbel denken und an die Worte, die er dem Dankwart in den Mund legt:

„Man hat im Norden wunderliche Bräute,
Denn, wie die Berge wilder werden, wie
Die munteren Eichen düstern Tannen weichen,
So wird der Mensch auch finsterner, bis er endlich
Sich ganz verliert und nur das Thier noch haßt.
Erst kommt ein Volk, das nicht mehr singen kann,
An dieses grenzt ein anderes, das nicht lacht,
Dann folgt ein stummes, — und so geht es fort.“

Ich habe ihn nie öffentlich sprechen hören. Es ist aber bekannt, daß er als Hochschullehrer von seinen Studenten gerade seines gehaltreichen und

ansprechenden Vortrages wegen sehr verehrt wurde. Dort pflegte er im größten Auditorium vor einer andächtig lauschenden Gemeinde zu sprechen. Sein Stil hat goethische Klarheit und Abrundung. Was er als Hochschullehrer während eines langen akademischen Lebens gewirkt hat, entzieht sich meinem Urtheil; wohl aber weiß ich von so manchem Lehrer, daß er Liebe und Verständniß für seinen Beruf erst durch Paulsens pädagogische Vorträge gewonnen habe. Er war eben nicht nur ein Vielwisser und gelehrter Theoretiker, sondern ein ganzer, vorbildlicher Mann. Wie sehr er sich aber scheute, mit seinen letzten Empfindungen hervorzutreten: Das konnte ich in dem einzigen Fall beobachten, wo ich ihn lesen hörte. Es war bei Ernst Curtius und man las mit vertheilten Rollen eine Uebersetzung der Antigone. Paulsen hatte die Rolle des Kreon. Ich war zu Gast geladen und hoffte, er würde dabei mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit ins Zeug gehen. Welche Enttäuschung! Er flüsterte seine Rolle, flüsterte so leise, daß man leer ausgegangen wäre, wenn man nicht nachgelesen hätte. Ihn hielt offenbar eine an Knabenhafte Schüchternheit erinnernde Scheu zurück, Erregungen, die nicht der Ausdruck seiner eigenen Stimmung waren, künstlich zu schaffen. Ich kenne Das aus meiner Schulpraxis her und mußte wieder an Hebbel denken, der auch, wie mein Vater mir erzählte, im Salon der wiener Gesellschaft seine Jünglingsförmigkeit, trotz seinem Weltrauf, nicht ablegen konnte und verlegen stammelte, wenn ihn eine schöne Frau anredete; mußte an Hebbels Verse denken:

„Des Weibes Keuschheit geht auf ihren Leib,
Des Mannes Keuschheit geht auf seine Seele
Und eher zeigt sich Dir das Mäglein nackt,
Als solch ein Jüngling Dir das Herz entblößt.“

Auch zeichnen und malen konnte Paulsen nicht und stand vor bildnerischen Kunstwerken wie ein Fremdling. In dem Gefühl seiner Ohnmacht hielt er vor ihnen auch jedes Urtheil zurück und mehr als ein freundlich zustimmendes Kopfnicken oder die Wörtchen „Ganz nett“, habe ich vor Kunstwerken als Werthurtheile aus seinem Mund nicht vernommen. Die Zufälligkeit von Geschenken, nicht besonnene Auswahl, schmückte seine Wände. Auch wenn er sich literarisch über die Kunst äußerte (fast nur die Dichtkunst), verrieth er dadurch einen starken Mangel an künstlerischen Instinkten und künstlerisch geschultem Urtheil. In ihm steckte doch zu viel der alten Bauerngerechtigkeit, die sich zu einer philosophisch begründeten und theologisch beeinflussten Ethik entwickelt hatte. Er maß die Welt und ihre Erscheinungen nach den Werthen „gut“ oder „böse“. Er las selbst Hamlet und Faust mit den Sinnen des Moralisten und disponirte in einer Schrift über den Pessimismus die Charakteristik des Mephistopheles nach dem Schema: Er ist böse, er will das Böse, er schafft das Böse. Man darf getrost behaupten, daß ihm das Wesen der Kunst nie aufgegangen ist. Sein Behagen oder seine Mißstimmung waren

bewirkt durch das Maß von sexueller sogenannter Sittlichkeit oder Unsittheit. Er wurde mit den Jahren in dieser Hinsicht immer pastoraler. War seine Ethik nach meinen Empfindungen schon eine auf Flaschen gezogene national-liberale Bürgermoral, so trat er in seinen letzten pädagogischen Aufsätzen ganz auf die Seite der kirchlichen Moralprediger: eine Schrift des züricher Moralisten Professor Förster erschien ihm als Lichtblick in trüber Zeit, weil Förster auf die katholischen Heiligen als Vorbilder sexueller Sittlichkeit mit Nachdruck hingewiesen hatte. Er sagte der Frau Ellen Key und mir Fehde an, weil wir durch die Kritik des herrschenden Schulwesens den Backfischen und Untersekundanern die Köpfe verwirrten. Er schalt auf die toll gewordenen Weiber, die an den heiligen Befehlen ererbter Sitte rütteln, und stellte allen Ernstes an Trenssen das Anfsinnen, aus seinem Roman „Hylligenlei“ das Kapitel zu streichen, in dem die derbnatürliche Sinnlichkeit eines Bauernmädels ihre Befriedigung (allerdings nicht kirchlich genehmigte) findet.

Er empfand durchaus unkünstlerisch, weil er Sinnlichkeit für sündhaft hielt; offenbar selbst eine unsinnliche Natur war. Er wußte höchstens vom Verstand her, daß alle Kunst in der Sinnlichkeit wurzelt; da ihm aber die Moral, zumal die sexuelle Moral höher stand als die Künste, so würde er wohl, vor die Wahl gestellt, wie Tolstoi und Plato, lieber alle Künstler aus seinem Idealstaat vertrieben haben als auch nur einen Pastor, einen Universitätsprofessor, einen Staatsanwalt. Er war Kantianer, also idealer Dualist. Er liebte abgeklärte Ruhe. „Das Niederraisonniren aller Autoritäten“ war ihm ein Gräuvel. „Das Lärmen, Schreien, Regelschieben war ihm ein gar verhaßter Klang.“ Daher denn auch in seinem Haus eine Art Kirchentuhe herrschte. Er hatte zwar seine Freude an frohen Menschen; aber er stand daneben als Zuschauer. Dann spielte um seine Züge ein großväterliches Behagen, als dächte er erschwundener Tage. Herzlich lachen konnte er; aber es war nicht das laute, befreiende, mehr ein nach innen gerichtetes Lachen, mit einem leisen Anklingen an Spott. Für die Beurtheilung eines Menschen giebt es kaum ein verlässlicheres Zeugniß als sein Lachen. Sagt mir, worüber ein Mensch lacht, und ich will Euch sagen, was an ihm ist. Ich erinnere mich einer kleinen Geschichte, die mir Paulsen unter lebhaftem Lachen erzählte. Es war ein Schulerlebniß, das ihm einer der vielen Mittelschullehrer mitgetheilt hatte, die er besonders gern an seine gastliche Tafel lud. In der Geschichtsstunde hatte der Lehrer, der schlecht vorbereitet war, sein Lehrbuch vorn auf der Katheder liegen und holte sich bei seinem Hin- und Hergehen aus diesem Buch mit schnellem Blick immer so viel neue Weisheit, wie für den Vortrag während eines Ganges durch die Klasse ausreichte. Er war gerade bei der Hinrichtung eines Königs angelangt; da ging ihm der Stoff aus und er schloß mit den Worten: „Und da richteten sie den König hin und . . . und . . . und . . .“

Das war ihm natürlich sehr unangenehm.“ Ueber diese Selbstironisirung des Lehrers konnte sich Paulsen nicht satt lachen. Man sieht: eine harmlose, freundliche Heiterkeit. Bissige, spöttische, verlegenden Witze waren ganz gegen seinen Geschmack. Er suchte in allen Lebensäußerungen ein stilles Behagen, und wenn er als Kämpfer auftrat, so geschah es immer um der Sache willen, der er diente, nie aus persönlicher Feindschaft.

Seine wissenschaftlichen Verdienste kann und will ich hier nicht würdigen. Ich weiß, daß ihn die Philosophen von Fach nicht eben hoch einschätzen. Einer seiner Berufsgenossen sagte mir erst jüngst: Paulsen reiche nicht entfernt an Hermann Cohen heran. Der aber habe von Paulsens Einführung in den Kant behauptet, sie führe aus dem Kant hinaus. Als Lehrer und Vermittler der Geschichte der Philosophie hat Paulsen unbestreitbare Verdienste. Ein amerikanischer Gelehrter, den ich zufällig im Eisenbahnzug traf, sagte mir, Paulsen stehe in Amerika in hohem Ansehen; fast jeder Student habe dort seine größeren Werke in englischer Uebersetzung.

Gleich groß war die Wirkung seiner pädagogischen Thätigkeit. Seine „Geschichte des gelehrten Unterrichtes“ ist eine wahre Fundgrube für pädagogische Belehrung, ein Werk, das nie werthlos werden kann, denn es erzählt mit urkundlichen Belegen den Entwicklungsgang, den der gelehrte Unterricht in Deutschland während mehrerer Jahrhunderte durchgemessen hat. Die Erkenntniß, die ihm dieses Studium brachte, hat er in langen Kämpfen zum Sieg geführt. Wenn jetzt das gymnasiale Monopol gebrochen und die Gleichberechtigung der anderen höheren Schulen staatlich anerkannt ist, so ist's zum großen Theil Paulsens Verdienst. Mit echter Bauernkraft und Bauernzähigkeit, aber auch mit Bauernlist und Bauernvorsicht verfolgte er seine Pläne und ließ sich dabei durch nichts beirren. Mehr als zwei Jahrzehnte lang trug er ohne ein Wort der Klage alle Zurücksetzungen, mit denen man in Preußen einen liberaler Gesinnung Verdächtigen verfolgt. Den altklassischen Philologen auf Hochschule und Gymnasien war der Fürsprecher und Vorkämpfer der Realgymnasien (Biotenanstalten nannte man sie) verächtlich und verhaßt. Den kirchengläubigen Protestanten seine freimüthige Kritik der Reformationszeit-Helden ein Aergerniß: man hatte sich gewöhnt, die vielfach recht lächerlichen Humanisten als Tugendbolde zu verehren, und deshalb wirkte Paulsens Aufklärung störend. Den konservativen Geheimräthen galt er als Demokrat. Und alle diese Gegner sorgten dafür, daß ihm die staatliche Anerkennung für seine Arbeit vorenthalten blieb. Er mußte achtzehn Jahre lang warten, ehe er eine Ordentliche Professur bekam. Er konnte es abwarten, denn er lebte in guten Verhältnissen und war auf äußere Ehrungen nicht erpicht. Schmunzelnd nahm er's entgegen, als ihm einer seiner Gäste auf die Frage, wann er endlich seinen Doktor machen werde, die lustige Antwort gab: „Wenn Sie Geheimrath ge-

worden sind!“ Das hat Paulsen trotz seinen zweiundsechzig Lebensjahren nicht erreicht. Aber er hat davon keine Schande.

Nachdem er die Gleichberechtigung der verschiedenen Mittelschularten durchgesetzt hatte, machte er seinen Frieden mit dem Gymnasium. Und nun vollzog sich auch in meinem Verhältnis zu ihm ein wunderbarer Wechsel. Er meinte, das Reformbestreben habe jetzt sein Ziel erreicht; man müsse nun den verschiedenen Schulgattungen Zeit lassen, sich in die neuen Verhältnisse einzulernen; es dürfe sich nur noch um einen stillen inneren Ausbau, um Fragen der Methode handeln, der Lärm der Öffentlichkeit könne dabei nur stören; es sei Pflicht, das Erreichte dankbar anzuerkennen, besonders auch den guten Willen und die ausopfernde Arbeit der höheren Lehrerschaft. „Uns“ sah’ er’w’oem’ in Zeitungartikeln, Brochuren und Romanen immer noch heftiger der Unwille gegen den herrschenden Schulgeist Luft machte, da stellte sich Paulsen mit der ganzen Breite seiner Persönlichkeit schützend vor die Schulen und wehrte in zorniger Rede die Angriffe der Reformlustigen ab. Hatte ich einst nicht ohne Schädigung im Urtheile meiner Umgebung zu Paulsen gehalten, so machte er jetzt gemeinsame Sache mit meinen Gegnern und richtete gegen mich so heftige Worte, daß Viele meinten, ich sei von ihnen erschlagen. Der Meister habe gesprochen: jetzt habe der Jünger zu schweigen. Damit war natürlich auch unser persönlicher Verkehr, der mit den Jahren mehr und mehr an Vertrauen eingebüßt hatte, abgebrochen. Ich habe mich in dem Bewußtsein, eine gute Sache meiner Natur gemäß zu verfechten, durch Paulsens Befindungen nicht im Geringsten beirren lassen; habe ihm Das auch mehr als einmal Schwarz auf Weiß zu verstehen gegeben. Meinen Meister habe ich in ihm nie gesehen. Ich stand ihm als freier Mann gegenüber, und wenn ich dem tapferen Kämpfer huldigte, so geschah es ohne selbstische Hintergedanken. Daß ich später nicht mit gleich giftigen Pfeilen seine Angriffe erwiderte, geschah aus gebührender Achtung vor dem älteren Mann, aus Rücksicht auf seine seit mehreren Jahren fühlbare Krankheit und in der Ueberzeugung, daß darin und in der damit verbundenen Verbitterung die Schriftstellerei seiner letzten Jahre ihre Erklärung finde.

Paulsens Lebensarbeit war abgeschlossen. Wir hatten von ihm neue Anregungen nicht mehr zu erwarten. All seine Gedanken hatten eine feste Prägung und sogar schon ihre letzte stilistische Abrundung gefunden. Den Ideen unserer Tage, den sozialen, religiösen, moralischen und künstlerischen Reformgedanken stand er fremd gegenüber. Er sah Verfall, wo wir Modernen Fortschritt und Gelbung sehen. Seine Stellung in unserem Kulturleben wird am Besten durch die Namen der Männer bezeichnet, die ihm das größte Vergnügen gaben: Friedrich Riehsche und Ernst Haedel. Dafür, daß er bei der neuen Volksschulvorlage mit der nationalliberalen Partei die Macht der Kirchen über die deutsche Volksschule verstärken half, wurde er mit einem preussischen Orden

und mit dem Ehrendoktorhut der theologischen Fakultät in Gießen belohnt. Ich urtheile darüber ohne jede Bitterkeit: sein Lebenswerk war gethan, er sehnte sich nach wohlverdienter Ruhe und hängte seine mit Ehren gefährten Waffen an die Wand. Kein Mensch kann über seine Zeit hinaus. In Paulsen verkörpern sich die pädagogischen Reformkämpfe der jetzt absterbenden Generation. Was folgte, hieß ihm Anarchismus. Wir ehren sein Andenken; lassen uns aber dadurch in unserem Streben nicht beirren. Er hat vorsätzlich und wesentlich wohl niemals einem Menschen Unrecht gethan und meinte, daß man nicht gleichgültiger Zuschauer bleiben dürfe, wenn Anderen Unrecht geschieht. Die Frage, wie Unrecht zu verhüten sei, beantwortete er mit den Worten des Sokrates: Wenn sich die Menschen über das Anderen zugefügte Unrecht eben so erregen wollten wie über eins, das ihnen selbst widerfährt. Den Gutartigen, Brauen, Gehorsamen gewährte er jede mögliche Förderung. Für edle Bestrebungen hatte er eine offene Hand. Es wurde ihm schwer, einen Menschen ohne Hilfeleistungen von sich zu weisen. Aber hart und unerbittlich konnte er sein, wo er auf Widerstand stieß und das als falsch Erkannte bekämpfte. Für sündige Menschen hatte er kein Erbarmen bereit. Die Todesstrafe, wie sie im Mittelalter gelibt wurde, als ein Mittel, die Gesellschaft gründlich von allen moralisch Minderwerthigen zu säubern, war ihm sehr einleuchtend. Auch für die Prügelstrafe im Gefängniß und in der Schule trat er mit Wärme ein. Für die Jugend sollte alles Nöthige geschehen, dann aber habe sie sich eben auch schweigend unterzuordnen. Sehr mit Unrecht nennt man ihn bis heute öffentlich als den Mann, der einen milderen Ton in die deutsche Erziehung gebracht habe. Er stand vielmehr allen Denen, die von einem Recht der Kinder sprachen, schroff gegenüber und spottete über Ellen Key, die das Wort von dem Jahrhundert des Kindes geprägt, über Nießsche, der gerufen hatte: Laßt uns den Kindern leben. Er wollte von altgermanischer väterlicher Autorität in Schule und Haus nichts missen und war nicht in einem Athem mit Rousseau oder Pestalozzi zu nennen. Ich zähle ihn vielmehr zu den modernen Vertretern des aufgeklärten Despotismus. Friedrich der Große erkannte, daß Kartoffeln für Bauern ein gutes Nahrungsmittel seien: nun sollten die Kerls aber auch gleich Kartoffeln hauen und essen; sonst gabs was mit den Krückstock. Aehnlich dachte Paulsen. Die Lehrpläne und den Bildungsgang bestimmen Behörde, Eltern und Erzieher. Die Jugend hat sich zu fügen und zu bescheiden; sie soll hart angefaßt werden und doch nicht klagen. Dabei ließ er nach meinem Empfinden doch allzu oft die nöthige psychologische Vertiefung in die Seelennöthe der Kinder vermissen. Von ererbten Fehlern und Schwächen der Jugend wollte er nichts hören. Er hatte einen starken Glauben an die Macht des Zwanges, der Autorität, des Pflichtgefühles. Eine Ohrfeige zur rechten Zeit galt ihm als probates Hausmittel, daß er auch warm anempfahl. Meine Kinder-

erziehung war ihm zu weichlich. Er sagte mir zwar nicht ins Gesicht. Denn er liebte keine hitzigen Ausdrücke und hielt sehr auf einen guten gesellschaftlichen Ton. Aber ich fühlte es deutlich genug heraus. Später schrieb er mir. Ja, er schien nicht abgeneigt, allerlei Krankheitserscheinungen im öffentlichen Leben eben auf die „Schwäche und Sentimentalität“ in der Erziehung zurückzuführen, und füllte mit solchen Betrachtungen seine letzte Schrift, die ihm wohl nur aus den Kreisen der alten Herren und Damen Dank eingebracht hat.

Altkaussee.

Professor Dr. Ludwig Gurllitt.

Einen Augenblick hatte es den Anschein gehabt, als ob der Geist des selbständigen Denkens und des freien Gewissens, der am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts so schön die Flügel geregt hatte, in den Landeskirchen wieder zur Ruhe gebracht worden wäre. Da brach die Bewegung aufs Neue aus und wieder gingen die Universitäten voran; die neu gegründete brandenburgisch-preussische Universität Halle war diesmal der Herd der Bewegung. Thomaeus und Christian Wolf waren ihre Hauptführer. Thomaeus wollte an Hezerei nicht glauben und Wolf hatte gar die Berwegenheit, „nichts ohne zureichenden Grund“ glauben zu wollen, was offenbar geraden Weges auf die Verungung aller Autorität in Sachen des Wissens und Glaubens ausgeht. In der selben Stadt Halle finden wir den Theologen Semler, der die Heilige Schrift selbst zum Gegenstand profaner, historisch-kritischer Untersuchung zu machen sich herausnahm, wovon alles Unheil in der Theologie bis auf diesen Tag ausgegangen ist. Und am Ende des Jahrhunderts steht, als Abschluß der Aufklärung, als Anfang des neuen Zeitalters, wieder ein Universitätsprofessor, diesmal im fernem Osten, in Königsberg: Immanuel Kant. Er stellt in den Mittelpunkt der Philosophie seine Lehre vor der Autonomie der praktischen Vernunft, also den höchst gefährlichen Grundsatz, daß über Gut und Böse nicht das Strafgesetzbuch die letzte Entscheidung gebe, sondern das eigene Gewissen. Noch viel gefährlicher war Fichte, der beinahe schon direkt unter die Umstürzler gerechnet werden muß; sah sich doch sogar das zahme Weimar genöthigt, ihn als Atheisten auszuweisen; und Preußen, das ihn, vermuthlich ohne zu wissen, was er eigentlich war, aufnahm, machte dieses Versehen später einigermaßen wieder gut, indem es wenigstens den Wiederabdruck einer seiner gefährlichsten Schriften, der „Reden an die deutsche Nation“, nicht gestattete. Das war im Jahr 1824, wo man einen einsichtigen Mann, Herrn von Kamptz, an die Spitze der Polizei und des Unterrichtswesens gestellt hatte. Auch im neunzehnten Jahrhundert ist dieser unruhige Geist der Universitäten am Werk. Da finden wir in Berlin Schleiermacher, in Tübingen Baurthätig, natürlich wieder in der Richtung, locher zu machen, was jest war. Und nicht minder gehen in der politischen Welt die Unruhen von hier aus. In Göttingen nahmen sieben simple Professoren sich heraus, über eine rein politische Frage, die Verfassung des Königreiches Hannover, eine Ansicht zu haben und zu äußern, die der des Königs schnurstracks zuwider war, was denn allerdings, da Ernst August kein Mann vielen Federlebens war, gefährlicher Weise mit der Verjagung der Widerpänsigen endete. Freilich hinderte Das nicht, daß die Keuerungsucht auf den Universitäten fortbauerte; bei Professoren und Studenten blieben Gedanken über ein Deutsches Reich und eine deutsche Verfassung im Umlauf, die mehrmals zu strengem Einschreiten der Staatsgewalt nöthigten. (Friedrich Paulsen in der „Zukunft“ vom neunten Februar 1895)

Die Schönheit der großen Stadt.*)

Die Wenigsten wissen, daß selbst das arme Berlin eine Fülle alter Baukunst und Stadtkunst enthält, daß seine alten Häuser und Kirchen, könnte man sie zusammensuchen, eine gar nicht kleine, seine alte Stadt ergeben würden. Ich will hier aber nur von der modernen Stadt reden, die als Gestaltung mit verschwindenden Ausnahmen abscheulich ist. Die Häuser schreiend und doch tot, die Straßen und Plätze nothdürftig den praktischen Erfordernissen genügend, ohne Raumleben, ohne Mannichfaltigkeit, ohne Abwechslung eintönig sich hinziehend. Man kann Stunden lang durch die neuen Theile Berlins gehen und hat doch das Gefühl, daß man gar nicht vom Fleck kommt. So gleichförmig scheint Alles, trotz dem lauten Bestreben, aufzufallen, vom Nachbar abzustechen. Und doch: auch hier, in diesen gräßlichen Steinhaufen, lebt Schönheit. Auch hier ist Natur, ist Landschaft. Das wechselnde Wetter, die Sonne, der Regen, der Nebel formen aus dem hoffnungslos Häßlichen seltsame Schönheit.

Der Nebel thut es besonders einbringlich und seine Schönheit ist immer schon ein Wenig beachtet worden. Er verändert eine Straße ganz und gar. Er überzieht die Häuser mit einem dünnen Schleier; grau, wenn Wolken über ihm die Sonne bedecken; warm, goldig und bunt, wenn über ihm ein freier Himmel sich breitet. Er verändert die Farben der Häuser, macht sie einheitlicher, milder; er verwischt die starken Schatten, ja, hebt sie ganz auf; und diese Gebäude, die fast alle an einem sinnlos übertriebenen Relief krank, erscheinen feiner, zurückhaltender, flächiger. Selbst der Dom, dieses erschreckende Erzeugniß eines ziellos und steuerlos gewordenen Handwerks, scheint an dunstigen Herbsttagen, wenn gegen zehn Uhr morgens der Nebel sichtig und warm wird, ein wundervolles Gebilde; die unsinnigen Vertiefungen, die tausendfachen Zerschneidungen und Theilungen verschwinden, von Nebel angefüllt, und die zerrissenen Formen werden voll und groß. Der Nebel verfeinert die schlechte Architektur; er füllt die Straßen, die sonst ins Endlose laufen, und schafft so aus dem Leeren einen schließenden Raum.

Was so der Nebel greifbar deutlich, auch dem unaufmerksamen Auge sichtbar, bewirkt, Das thut feiner, leiser, unauffälliger die Luft, die, in unseren Gegenden beinahe stets dunstig, einen dünnen Schleier über Alles breitet. Ihre Dichte wechselt; und so wechselt auch täglich dieser Schleier, manchmal fast unkenntlich und dann wieder von ganz starker Wirkung. Schön, wenn die ganze Straße aus tausend Abstufungen von Grau und Schwarz gebildet scheint, mit den bunten Höhepunkten einer Anschlagssäule oder eines gelben Herbstbaumes. Schön, wenn nach langer Trockenheit Alles ganz hellgrau, beinahe weiß erscheint. Wunderbar, wenn an hellen Sommertagen der leise Dunst, nur in den Schatten sichtbar, feine, bunte Schleier breitet. Natürlich ist nicht Alles schön, wie nirgends in der Natur. Man muß suchen. Und Das ist schwieriger, weil nicht, wie in der freien Landschaft,

*) „Die Schönheit der großen Stadt“: so nennt der Architekt August Endell ein seines Buch, das er bei Strecker & Schröder in Stuttgart erscheinen läßt und in dem er „die leidenschaftliche Liebe zum Heute und Hier, zu unserer Zeit und zu unserem Lande“ lehren will. Aus dem lesenswerthen, im verständigsten Sinn modernen Buch werden hier ein paar Fragmente gegeben. So wurde Berliner Stimmung noch nicht empfunden.

Tausende vorher gesucht und das Schöne gemalt oder beschrieben haben. Oft sind es nur winzige Theile, die schön sind, etwa die spiegelnden Trambahnschienen im grauen Asphalt oder die Vertiefung einer Loggia, deren rote Wand, halb von der Sonne beschienen, halb im Schatten liegend, im Kontrast mit dem Grau der Hauswand ein entzückendes Farbenpiel giebt. Oft aber sind es auch große Bilder, die erfreuen: eine glückliche Beleuchtung, eine schöne Vertheilung des Schattens, der, weit über die Straße fallend, aus der regelmässigen Langeweile eine große-bewegte Form macht.

Ganz anders wirkt der Regen; er verwischt die Farben nicht, sondern macht sie schwerer, dunkler, fatter. Der hellgraue Asphalt wird sattbraun, die Umrisse werden härter, die Luft wird sichtiger, die Tiefe scheint tiefer, Alles bekommt Bestimmtheit, Schwere; aber darüber legt sich das Wunder des Glanzes und der Spiegelungen, die Alles in ein glitzerndes Reg einhüllen, und aus der vernünftig nützlichen Straße ein schimmerndes Märchen, einen funkelnden Traum machen.

Noch wilder, noch phantastischer ist die Dämmerung; sie verdichtet den Dunst des Tages, legt immer dunkler werdende Wolken in die Tiefen der Häuser, die Straßen scheinen sich unten rechts und links anzufüllen, alle Formen werden ruhiger und schwerer, alle Farben matter und milder, Alles dunkelt allmählich, nur einige Punkte leuchten, die den Tag über grellen Farben eines Wagens oder die schreienden Plakate einer Anschlagssäule klingen nun hell und fein in dem sinkenden Grau. Aber der Himmel überbönt mit seinem Leuchten Alles; er blendet die Augen und breitet über die ganze Straße einen Mantel von flimmerndem, zuckendem Licht, das überall ist und doch nirgends herkommt. Und dann leuchtet mit einem Mal das Abendroth auf; warm glühend wird Alles, das vorher grau und sterbend schien. Die ganze Luft ist erfüllt von warmen, bunten Farben, alle Töne werden lebhaft, die Spitzen der Häuser und Kirchen erglänzen in grellem Gelbroth und in den dämmernden Straßen breitet sich das strahlende Blau des Abends. Ueberallhin dringt es, es ist stärker als alles künstliche Licht, die engsten Straßen erfüllt es, ja, vielleicht ist es dort am Stärksten. Es ist ein unvergleichliches Erlebnis, um diese Zeit in einem der Stadtkafés zu sitzen, die im Ersten Stod sind, auf die immer dunkler werdenden Menschenmassen herabzublicken, über sich das kleine Stückchen Himmel plötzlich aufflammen zu fühlen und dann zu sehen, wie die blaue Fluth die ganzen Straßen ausfüllt, durch die großen Fenster in die verrauchten Räume dringt und auf Momente Alles verdrängt, die Zeitung, die Karten, die Gespräche und all die Kämmerlichkeiten eines banalen Erlebens.

Nebel, Dunst, Sonne, Regen und Dämmerung: Das sind die Mächte, die im unendlichen Wechsel die großen Steinnester mit immer neuem Farbensglanz umkleiden, ihre Formen verschmelzen, sie geschlossen, ja, monumental machen; die aus den ärmlichsten Höfen, aus den trostlosesten Gegenden eine Welt farbiger Wunder aufbauen. Sie formen aus dem scheinbar unveränderlichen Steinhäufen ein lebendiges, ewig neu sich gestaltendes Wesen. Nie könnte ein Einzelner den ganzen Reichtum erschöpfen; er hat genug zu thun, nur Das zu erleben, was seine Umgebung, sein Hof, sein Haus, die täglich begangenen Straßen ihm darbieten.

Vor meinem Arbeitszimmer steht eine hohe Wiebelwand: ich kann von meinem Schreibtisch nichts sehen außer ihr; den Himmel nur, wenn ich ganz nah ans Fenster trete und den Kopf zurückbeuge. Die Wand ist unbeworfen, aus schlechten

Ziegelsteinen, bald gelb, bald röthlich, mit grauen, unregelmäßigen Fugen. Aber diese Wand lebt; sie ist bei jedem Wetter ein anderes Geschöpf: grau, eintönig, schwer an trübren Tagen, lebhaft bewegt an heißen. Dann leuchten die rothen Ziegel stärker als sonst und alle Unebenheiten des Gemäuers treten deutlicher hervor und geben ihr ein schimmerndes Korn. Manchmal kommt die Sonne und bescheint ihren oberen Theil. Dann wird die Wand oben feurig und leuchtend und der untere Theil bekommt einen weichen, feinen, bläulichen Ton. Vor die Wand reden sich (ich wohne im Zweiten Stock) die Spitzen einiger Bäume aus dem „Garten“ mit dünnen, glänzenden Zweigen; im Sommer sind riesige Blätter daran (der Baum will leben und die Spitzenblätter können am Ersten Kräfte vom Himmel einsaugen); ihr schweres Grün steht satt und voll gegen die matten Löwe der Wand; aber im Herbst, wenn die Blätter zu gelben anfangen, dann strahlen die von der Sonne beschienenen vor der beschatteten Wand und ein mildes Leuchten geht von ihnen aus, das den Schatten kühl und bläulich erscheinen läßt. Und wenn dann andere Blätter röthlich geworden sind, entsteht ein Bild von wunderbarer Zartheit: das leuchtende Roth der Blätter vor dem zarteren Roth des Steines. Schaut man aber am späten Nachmittag in den Garten, wenn ein feiner Nebel die Bäume einhüllt, dann glaubt man, in einem Hauberland zu sein: sein im dunkelnden Raum vor der violett schillernden Wand schweben die bunten, leuchtenden Blätter und um sie wogt verschleiernd und freigebend die blauende Dämmerung. Dann kommt der Winter, die Blätter fallen, — und eines Tages erhebt sich vor der röthlich und bläulich schimmernden Wand gespenstig, unbegreiflich, wie ein goldener Quirl, die allein von der Sonne getroffene Spitze des höchsten Baumes.

Und wie diese Wand mir das Leben des Jahres spiegelt, so thut es die Straße vor meinem Haus. Ich gehe jeden Morgen auf einige Augenblicke hinunter, ihre Veränderungen zu sehen. Ihre Länge wechselt beständig, je nach der Sichtigkeit der Luft, immer beinahe sind ihre Enden durch Dunst geschlossen und je nach der Sonne und dem Schatten scheinen die Häuser höher oder niedriger, schieben sie sich näher oder fernere. Das Grau des Fußsteiges und des Damms, die grünen Wolken der heiden Baumreihen und die schwarzen Säulen der Stämme: jeden Tag erscheinen sie anders, nicht immer schön, aber oft so entzückend, daß ich mich nicht losreißen kann. Und so ist es überall.

In der Nähe steht eine romanische Kirche. Schaubervoll, höchst schaubervoll als Architektur, konfus im Aufbau, sinnlos in den Verhältnissen, thöricht im Detail, mühsam zusammengetragen aus tausend alten Kostbarkeiten. Der Anblick ist, architektonisch genommen, das Schrecklichste, was ich mir denken kann. Es ist unmöglich, sich daran zu gewöhnen. Und trotzdem blide ich jeden Tag nach ihren Thürmen. Denn aus ihnen machen Luft und Dunst täglich ein neues Wunder. Die feineren Dächer der Thürme, dunkler von Regen und Wetter geworden als die Wände und Giebel, beherrschen alle Straßenzüge ringsum; und täglich sehe ich sie mehrmals im wechselnden Lichte des Tages. Bald scheinen sie hellgrau im grauen Himmel in weiter Ferne zu liegen. Bald kommen sie dunkel und drohend nah; nach Regen scheinen sie grün, ja, von gewissen Seiten aus violett; und dann wieder stehen sie beinahe weiß leuchtend vor dem blauen Himmel. Sie sind anders von der Ferne, anders von der Nähe gesehen, anders im Licht, anders im Schatten, anders jehe Stunde und jeden Tag, auch sie nur ein Stück des Leben:

digen Wesens, das uns geheimnißvoll wirksam immer umgibt und das wir nur mit armseligen Worten, wie Wetter oder Klima, zu nennen wissen.

Erlebt man so im täglich Gesehenen den Wandel, so prägt sich von den seltener berührten Straßen und Stadtgegenenden Einzelnes durch Viehlichkeit oder durch Größe ein. Zu dem Gewaltigsten, das ich kenne, gehört eine eiserne Brücke der Stettiner Bahn. Langhin dehnt sich hinter dem Bahnhofe die den Damm begleitende Straße; rechts eine Reihe fünfstöckiger Häuser ohne Balcons, flach, reizlos, formlos. Aber in der Ferne erhebt sich ein dunkles Ungeheuer. Denn dort wendet sich die Bahn ein Wenig nach rechts und überschreitet die Straße auf siebenzig Meter langer Brücke. Die Straße senkt sich dort unter sie, so daß es aussieht, als ob die Brücke beinahe den Boden berührt; die schweren, riesigen Tragwände verschieben sich gegen einander und bilden eine dunkle, springende Masse, die hart am letzten Haus vorbeifährt und gegen es anzubrausen scheint. Wie ein Pojanenstoß scheint der schwarze, sich thürmende, bewegte Berg; das Herz steht Einem still, wenn man die ungeheure Wucht, die Leidenschaft, die Größe dieser ungeschlachteten Masse erblickt. Nur Eins könnte ich ihr vergleichen. Es war im kielcr Hafen. Die Panzer lagen in großen Abständen weit hinaus. Und unter ihnen Einer, der alle Signalflaggen zum Trocknen ausgehängt hatte; da war das selbe leidenschaftliche, entseztliche Brausen, vielleicht noch toller durch die wilden Farben, die in einem gellenden Roth ausklangen: das Ganze ein riesiger, blutrother Kamm vom Deck bis zur Mastspitze schwerfällig wehend, im ungeheuren Kontrast zu den Riesenformen der Schiffe in ihrem schweigenden Grau. Kecklich gewaltig, aber zerrissener die großen Bogen des Gleisbretels der Hochbahn, in dem seltsamen Gegensatz zu den dünnen, abstrusen Formen der Eisenkonstruktion.

Dann aber anders, glitzernd, fast spielerisch und doch übermächtigend, die Halle des Schlesi'schen Bahnhofes, die kolossale Dachfläche von 207 × 54 Metern, gehalten von unzähligen, sadenbäumen Eisenstangen, so dünn, daß man kaum ihren Zusammenhang verfolgen kann. Abscheulich als architektonische Wirkung, aber unvergleichlich, wenn ein feiner Rebel die weite Halle fällt und die eisernen Stäbe wie ein endloses, glitzerndes Spinnennetz erscheinen läßt.

In seltsamem Kontrast dazu im Nordosten der Anblick gewisser Straßen im Hochsommer. Die Häuser sehr hoch, höher, als jezt erlaubt wird, aber ohne Erker, abscheulich beklebt mit tausend mißverstandenen, leblos gearbeiteten Formen. Zwei hohe, düstere Wände: die sinnlose Fülle der Gesimse und Profile bereitet ein Reiz von schwarzen Schatten, wo die Sonne die Flächen trifft, und macht das trübe Grau des Anstriches noch schwerer auf der Schattenseite. Aber alle diese Häuser haben in jedem Stock zwei Gitterbalcons wie kleine Vogelkäfige und jeder Käfig ist ganz voll vom dunklen Grün und Roth der dort sorgsam gezogenen Blumen und Schlingpflanzen. So scheinen die Straßenwände ganz bedeckt mit dicken, sattfarbigen Nestern, die in der perspektivischen Verschiebung dicht aufeinander hocken und der trüblichen, armen Straße einen seltsamen Reiz von verhaltener leidenschaftlicher Gluth, von phantastischer Großartigkeit geben. So kann aus einem schematisirenden Paragraphen einer Baupolizeiordnung, aus rücksichtsloster Ausnutzung des Bodens, aus architektonischem Unverstand und aus der Sehnsucht des eingesperrten Städters nach Blumen und Wachsthum ein Bild von seltener Schönheit entstehen.

Stinnes und Donnersmarck.

Sonst hieß es immer: Stinnes und Thyssen. Die beiden Namen schienen un-
 zertrennlich. Sie standen über einem Programm, das noch lange nicht ab-
 gespielt schien. In neuerer Zeit hat sich das Sozialtverhältniß gelockert. Der alte
 und der junge König regieren nicht mehr gemeinsam. Jeder geht seinen eigenen
 Weg; und der Alte will wohl ein Weltchen unsichtbar bleiben. Der Name Hugo
 Stinnes aber wird jetzt neben dem Guido Henschel, des Fürsten von Donnersmarck,
 genannt. Wiederum ein Alter; ein Achtundsiebenziger. Und wieder Einer, der an
 kühnem Wollen mit dem Jüngsten aufnimmt. „Er soll Dein Herr sein: wie stolz
 Das klingt“; so ist den Syndikaten gesungen worden. Und sie haben den Herrn
 gefühlt, der ihnen ein rasches Ende bereiten will. Am ersten Oktober dieses Jahres
 werden die deutschen Roheisenverbände ins Grab sinken, das ihnen die sinken Hände
 des schlesischen Magnaten gegraben haben. Lange wurden die Hinweise auf des
 ersten Fürsten von Donnersmarck bedrohliches Eindringen in das Montanreich des
 deutschen Westens belächelt. Wozu sollte dem obereschlesischen Granden, an der
 Schwelle des Patriarchenalters, solcher Ehrgeiz frommen? Dessen Wünsche konnten
 sich längst nur noch auf warme Haus beschränken. Und nun finden die Leute, die
 ihn ins Altmännerhaus wiesen, ihn als Sieger auf dem Schlachtfeld. In Wolken
 birgt sich die Zukunft des deutschen Eisenmarktes; aber heller Sonnenschein durch-
 leuchtet die Hoffsinets der Großbanken, die, unbekümmert um Tod und Teufel,
 just an dem Tag, wo Henschels Todeskreuz auf die Roheisensyndikale niederstürzte,
 ein kühnes Finanzstücklein leisteten. Objekt der flotten Transaktion ist die Deutsch-
 Luxemburgische Bergwerks-Gesellschaft. Subjekte sind die Großbanken und Hugo
 Stinnes. Deutsch-Lux will die hernburgische Erbschaft, die hohen Bankschulden,
 loswerden. 18 Millionen Mark neue Aktien und 8 Millionen Mark Obligationen
 werden ausgegeben; davon sind 15½ Millionen bestimmt, Deutsch-Luxenburg von
 dem Gespenst seiner Vergangenheit zu befreien. Herr Dernburg hat mit Bismarck
 Eins gemeinsam: je weiter man sich von ihm entfernt, desto größer erscheint er
 Einem. Als Kolonifator im Aktienbereich. Keppig ist die Saat der Schulden ins
 Kraut geschossen und besorgt fragten sich die trauernden Hinterbliebenen: „Werden
 wir jemals der Sorge um das Erbe ledig werden?“ Endlich ist ihnen Heil wider-
 fahren. Herr Omnes, der stets Gefällige, wird sich um die „Konsolidierung“ der
 alten Schuld thatkräftig bemühen. Eine Bankschuld „konsolidieren“, heißt nämlich:
 sie unter die Leute bringen. Der Posten im Kredit der schuldenreichen Gesellschaft
 verschwindet; Aktienkapital und Obligationenschuld, zwei harmlosere Posten als
 „Kreditoren“, werden erhöht. Im ersten Semester 1908 haben sich die Aktiengesell-
 schaften, die es nötig hatten, damit begnügt, die schwebenden Verbindlichkeiten
 in festverzinsliche Obligationen umzuwandeln. Die in den ersten sechs Monaten
 des Jahres noch immer nicht geklärten Geldverhältnisse erlaubten keinen anderen
 Modus als die Wahl 4½-prozentiger Schuldverschreibungen. Der Kapitalmarkt
 war durch die Emissionen von Staats- und Stadtanleihen beinahe ausgepowert
 und die Börse noch weniger in der Verfassung, an neuen Aktien Freude zu emp-
 finden. Deutsch-Lux scheint uns auf einen Szenenwechsel vorzubereiten. Die Bank-
 leiter mittlern Morgenlaufs, weil der Zinsfuß braves Verhalten für den Herbst ver-
 spricht und die Börse sich in allerlei Freudenprüngen versucht. Da darf man schon

eine kräftige Aktienemission wagen. Bei Deutsch-Lux ist man an kleinliche Finanzgeschäfte ja nicht gewöhnt. Wer den Namen hört, erinnert sich des Sommers, wo nur von Luxemburg die Rede war, die Börsenleute aus den Hädern nach Berlin eilten, die Kurse wild emporprangen, von einem großen Geheimniß, das nächstens aus Licht kommen und Differdingen in der Glorie zeigen werde, gemunkelt wurde und die Eingeweihten wisperten, Stinnes halte einen Kurs von 400 für wahrscheinlich. Wo bist Du, Sonne, geblieben? Dem deutsch-luxemburgischen Bergwerk geht's gut; aber die Aktionäre denkend trauernd des hohen Kurzes und berechnen an jedem Bilanztag, was sie verloren haben. Daß es mit der hohen Bankschuld so nicht weiter gehe, war längst klar. Nur ein Ausweg nicht leicht zu finden, so lange die Geldverhältnisse den Kapitalmarkt sperren. Jetzt ist die Sperre aufgehoben. Jetzt soll der Kapitalmarkt 22 Millionen Mark neuer Industripapiere aufnehmen.

Das Geschäft zerfällt in zwei Hälften: die eine für die Banken, die andere für Hugo Stinnes. Den Banken die Realisirung ihrer Guthaben; Herrn Stinnes die Befreiung von den Aktien des dortmunder Steinkohlenbergwerks Luise Tiefbau (zu einem recht anständigen Preis). Stinnes ist Großaktionär von Luise Tiefbau und Vorsitzender des Aufsichtsrathes von Deutsch-Luxemburg. Das Steinkohlenbergwerk Luise Tiefbau ist eine dreimal sanirte Gesellschaft, die in den letzten sieben Jahren keine Dividende gegeben hat. Die Schulden des Unternehmens betragen nach der zuletzt veröffentlichten Bilanz 6,30 Millionen. Aktien oder Obligationen auszugeben, um die schwappenden Verbindlichkeiten auf andere Schultern abzuwälzen: dazu war unter den obwaltenden Umständen wenig Aussicht. Die Transaktion mit Deutsch-Luxemburg, die statt unverkäuflicher Tiefbau-Aktien leicht umsetzbare Luxemburger besichert, ist für die um Luise Leidtragenden also ein Geschenk des Himmels. Sie brauchen sich nicht den Kopf darüber zu zerbrechen, ob das Angebot, das ihnen Deutsch-Luxemburg im Namen Hugos Stinnes macht, annehmbar ist. Etwas anders sieht die Sache für die Aktionäre von Deutsch-Luxemburg aus. Die Gesellschaft vermehrt ihr Betriebskapital um 26 Millionen. Das erschwert die Rentabilität, denn die 18 Millionen Mark neuer Aktien erfordern, wenn die jetzt zum dritten Mal gezahlte Dividende von 10 Prozent fortbauern soll, einen Mehrertrag von 1,8 Millionen und die Verzinsung der 8 Millionen Mark neuer Obligationen zu 4½ Prozent bringt eine Mehrbelastung von 360 000 Mark. Macht zusammen 2,16 Millionen. Ferner hat Deutsch-Luxemburg, das die fundirten Schulden von Luise Tiefbau (2,87 Millionen) übernimmt, auch für deren Verzinsung künftig zu sorgen. Die fundirte Schuld von Deutsch-Luxemburg erhöht sich durch die Fusion mit Luise Tiefbau von 22,73 auf 33,60 Millionen. Die Tilgung der Bankschulden hilft aber auch zu Zinsenersparniß. Von den 18 Millionen Mark Aktien, die Deutsch-Lux ausgiebt, sollen 14 Millionen dazu dienen, die Bankschulden zu beseitigen. Dem selben Zweck sollen die 8 Millionen Obligationen dienen. Die offizielle Verkündung sagt: „Dieser Vorgang (die Ablösung der Gläubiger), dessen Zweckmäßigkeit die Bilanz der Gesellschaft schon längst erkennen ließ, wird um so mehr als eine richtige Maßnahme angesehen werden müssen, als immer wieder das Bestehen einer so hohen Bankschuld die Beurtheilung des Unternehmens unerfreulich beeinflusst hat. Bei der Angliederung des Bergwerkes Luise Tiefbau ist die gleichzeitige Tilgung auch seiner Bankschulden mit vorgesehen.“ Die Absicht ist löblich; nur fragt sich, ob der Erfolg ihr entsprechen wird. Wenn die 22 Mil-

tionen des neuen Kapitals, die nach dem Eintausch der Aktien von Luise Tiefbau disponibel sind, bis zur letzten Mark zur Schuldentilgung verwendet werden (was noch nicht sicher ist), so würden, bei einem durchschnittlichen Kassinzins von 7 Prozent (Das ist hoch gerechnet), jährlich etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen an Zinsen erspart. Dann blieben von den mehr aufzubringenden 2,16 Millionen (bei einer Dividende von 10 Prozent) immer noch 600 000 bis 700 000 Mark, die der Jahresertrag liefern müßte. Das Geschäftsjahr 1907/08 brachte 320 000 Mark mehr als das vorige. Ob diese Ertragssteigerung dauern wird, hängt von der allgemeinen und der besonderen Konjunktur ab. Darüber weiß der Vorstand der Verständigten nicht viel.

Luise Tiefbau hat bisher nicht viel Erfreuliches erlebt. Daran war nicht so sehr die mangelhafte finanzielle Struktur des Unternehmens schuld wie das Mißverhältnis zwischen Produktion und Unkosten; das Bergwerk hatte im Kohlenyndikat eine unzureichende Beteiligungsquote. Das soll nun anders werden. In der offiziellen Mitteilung heißt es, der Kohlenreichtum der in den letzten Jahren zu modernen Betrieben ausgefalteten neuen Zechen sei sehr beträchtlich und die Angliederung von Luise Tiefbau sichere der eigenen Kokszerzeugung von Deutsch-Luxemburg für viele Jahrzehnte ansehnlichen Zuwachs. Da Deutsch-Luxemburg für seine Hüttenwerke einen aus eigenen Mitteln nicht zu deckenden Koksbedarf hat, soll der Zuwachs eine bessere Ausnutzung der Luise Tiefbau-Zechen bewirken und die Selbstkosten der luxemburgischen Gesellschaft verbilligen. Eigene Kohlen zur Deckung des Selbstverbrauchs zu erhalten: Das war das Ziel der Hüttenzechen und die Gefahr für das Kohlenyndikat. Noch schwebt ja der Prozeß Phoenix-Syndikat; bald wird sich zeigen, ob das Reichsgericht bei der im Prozeß zwischen Deutsch-Luxemburg und dem Syndikat gefällten Entscheidung bleibt. Aber die einst so brennende Hüttenzechenfrage ist heute nicht mehr gar so wichtig und erregt die Beteiligten kaum noch. Beweis: sie wird in den Veröffentlichungen über die neue Transaktion gar nicht erwähnt. Deutsch-Luxemburg ist Hüttenzeche; das anzugliedernde Bergwerk Luise Tiefbau würde also, nach der bisherigen Judikatur, die Eigenschaft als Hüttenzeche erhalten. Immerhin könnte das Kohlenyndikat auch diesen neuen Fall wieder zur richterlichen Entscheidung bringen. An die Möglichkeit eines Konfliktes denkt aber Niemand: und so blieb die alte Streitfrage unerörtert. Man hofft eben auf eine nahe Einigung zwischen Kohlenyndikat und Hüttenzechen, trotzdem über die Kontingentierung (wie offiziös versichert wird) noch nichts beschlossen sein soll.

Die Ruhe, die heute im Lager der Hüttenzechenleute herrscht, hat aber noch eine andere Ursache. Als die Schlachtrufe „Die Hüttenzechen!“ „Die Syndikat!“ erklangen, hatten wir Hochkonjunktur. Da lohnte sich, um eigene Zechen und Kontingentierung zu kämpfen. Jetzt sind zwar die Kohlenpreise noch immer hoch, aber der Konjunktur traut man nicht mehr. Deshalb wirkt der Hinweis auf die Verstärkung der Kohlengrundlage von Deutsch-Luxemburg etwas unzeitgemäß. Weiß man denn, ob die Gesellschaft eine so breite Basis braucht? Daß die Kokszerzeugung durch den neuen Zuwachs erhöht wird und die Kohlenproduktion gar von 1,91 auf 2,82 Millionen Tonnen steigt, ist ja ganz schön; dieser Reichtum ist aber nur unter günstigen Geschäftsverhältnissen auszumähen. Wenn der Eisenindustrie nicht gut geht und der Absatz sticht, werden die Rohmaterialien zum fressenden Kapital. Deutsch-Luxemburg produziert nicht nur Kohle und Koks, sondern auch Erze und Roheisen. Da ist Alles beisammen, was zum Glück eines Montanunternehmens gehört; fehlt

nur noch die „gute Konjunktur“. Deren Mitwirkung ist aber nicht sicher. Schon weil den Roheisenverbänden der Untergang droht. Guido Hendel ist in seinem Widerstand gegen die Syndikate stark geblieben. Er will keinen Herrn über oder neben sich dulden und scheint entschlossen, mit seinem Kraftwerk und der hinzugekommenen Rheinischen Bergbaugesellschaft die Rolle des Außenleiters weiter zu spielen. Bis zum letzten Augusttag dieses Jahres sollten die Donnerzmarckwerke erklären, ob sie sich noch länger gegen die Errichtung eines Deutschen Roheisensyndikates wehren würden. Die Antwort lautete: Ja. Das allgemeine Syndikat ist also unmöglich geworden; und zugleich ist das Schicksal der vorläufig nur bis zum ersten Oktober dieses Jahres verlängerten alten Roheisenverbände besiegelt. Die haben sich so wenig bemüht, daß an ihre Fortdauer nicht zu denken ist. Wegen einen Outfider von der Macht des Eisenwerkes Kraft war eben nicht aufzukommen. Schließlich hatte man sich an die Hoffnung geklammert, daß Donnerzmarck im letzten Augenblick kapitulieren werde. Das geschah nicht: und nun wird vom ersten Januar 1909 ab der freie Wettbewerb auf dem Roheisenmarkt herrschen. Früher gab's nichts Anderes und man fand, daß die uneingeschränkte Konkurrenz die Geschäfte fördere. Heute sind die Produzenten in der Schule der Syndikate so unselbständig geworden, daß sie mit stillem Grausen der Wiederkehr des freien Wettbewerbes entgegensehen und einen wesentlichen Rückgang der Roheisenpreise fürchten. Wie groß die Einbuße der reinen Hochofenwerke sein wird, weiß man natürlich noch nicht. Aber nicht jedes Werk ist finanziell so gut gerüstet, daß es eine erhebliche Ertragsminderung aushalten kann. Die Schwachen wären verloren. Müßen die Hochofenwerke ihre Produktion einschränken, so werden zunächst die Eisenerzgruben und die Kohlenzechen davon betroffen. Läßt der Roheisenabzug nach, so verringert sich auch der Erz- und Koksverbrauch. Eine Roheisenkrise würde auf einen Theil der weiterverarbeitenden Industrien übergreifen und die Eisenbahnen schädigen, für deren Einnahmen der Erz- und Kohlentransport ungemein wichtig ist. Diese Aussicht ängstigt die Gemüther; und auf das Haupt des Fürsten von Donnerzmarck, des Urhebers all dieser Noth, rieseln natürlich jetzt keine Segenswünsche herab.

So ist die Situation, in der Deutsch-Luxemburg seine „Kohlenbasis verbreitert“. Die Gesellschaft mühte als Produzentin von Kohle, Koks, Eisenerz und Roheisen durch eine Krise an vier verschiedenen Stellen leiden und soll dabei ein größeres Kapital als bisher verzeichnen. Für die Transaktion konnte eine bessere Stunde gewählt werden. Aber Hugo Stinnes wird seine Luise Tiefbau-Aktien los; und die Banken, die sich „liquide machen“ wollen, werden schon sehen, daß sie auf ihre Kosten kommen und einen möglichst geringen Betrag der neuen Papiere im Portefeuille behalten. Herr Omnes kann nicht widerstehen, wenn man ihm die Speise mundgerecht macht. Und daß man die erste Gelegenheit benutzen werde, um die neue Serie der Industriemissionen zu eröffnen, war vorauszusehen. In Amerika ist die Grundstimmung, nach langen Schwankungen und bitterer Noth, endlich wieder gut. Auch aus dem Goldhahresparadies hören wir zum ersten Mal wieder antregende Nachrichten. Zum Boom wird's da freilich erst kommen, wenns der Industrie schlecht geht und Geld spottbillig wird. Immerhin können die Sharesbesitzer sich vielleicht wieder ein Bißchen erholen. Und wir haben so lange nicht nach Herzenslust emittirt. Luxemburg-Luise ist ein Anfang. *Vogus la galère! Ladon.*

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft
auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 675 Direktion.

" 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

" 7914

" 7915 Kuxenabteilung.

" 7916

Telegramme: *Ulrichs.*

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach ein-
schlagenden Geschäfte.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

9-1 und 3-5 Uhr.

**MURATTI**Nur der Stempel „O.Z.“ garantiert für den
Original-Kneifer der Orthozentrischen
Kneifer-Gesellschaft m. b. H. Dieser
Kneifer ist geschützt durch viele Auslands-
patente und D. R. G. M. Alleinverkauf

nur: Orthozentrische Kneifer-Gesellschaft m. b. H., Potsdamerstr. 132.

Vorsicht! nicht Ecke Eichhornstrasse!

Ausstellungshallen am
Zoologischen Garten

**Deutsche
Schiffbau-Ausstellung**

Berlin 1908

Juni bis Oktober
Täglich von 10-10 Uhr geöffnet.

Töchterpensionat Biebrich a. Rh.Wissenschaftl. Ausbildung und Haushalt
Wahlfreie Kurse. Pens. on 100 M. monatlich.
Prospekte durch die Vorsteherin.**Diabetes-Bauer**Koetzschenbroda-Dresden.
Sommer- und Winter-Kuren.**Prof. Dr. Schleich's
Wachspastenpräparate**

BERLIN SW. 61, Gneisenaustr. 109-110.

Wachspasta Dose von 1,30 M. an.**Wachspasta-Seife****Kosmet-Hautcrème** Tube 60 Pl. u. 1,- M.**Wachsmarmor-Seife**

½ Kilo 80 Pl., 1 Kilo 1,50 und 1,75 M.

Für die Reise:

Marmorseife in Tuben à 60 Pl. nach
Hand- und Nagelbürsten entbehrl.

Erhältlich in Apotheken, Drogerien, Parfümerien.

Man erbitte kostenloses Broschüre Z.

Berliner-Theater-Anzeigen

Lustspielhaus in Berlin

Freitag, den 11., Sonnabend, den 12., Sonntag, den 13., Montag, d. 14., Dienstag, den 15./9. 8 U.

Die blaue Maus.

Sonntag, den 13./9. Nachm. 3 U. **Die blaue Maus.**

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Victoria-Café

Unter den Linden 46
Größtes Café der Residenz
Sehenswert.

Schriftsteller

2 J. sucht Stellung als Privatsekretär, Reisebegleiter, Gesellschafter, oder Bibliothekar, wo er in den Morgenstunden für sich arbeiten kann. Offerten unter Z. W. 9872, an die Annoncen-Expedition Rudolf Mosse, Zürich.

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur **Publikation ihrer Arbeiten in Buchform.** Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 61.

Manuskripte

von Romanen, Novellen, Dramen, Gedichten übernimmt renommierter Verlag zu äußerst günstigen Bedingungen. Off. unter Z. G. 500 an Haasenstejn & Vogler A.-G., Leipzig.

Neues Operetten-Theater Schiffbauerdamm 25.

Freitag, den 11., Sonnabend, den 12., Sonntag, den 13., Montag, d. 14., Dienstag, den 15./9. 8 U.

Die Dollarprinzessin

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Friedr. Wilhelmst. Schauspielhaus

Freitag, den 11./9. 8 U. **Egmont.**
Sonnabend, den 12. u. Montag, den 14./9. 8 U.

Im weissen Rössl.

Sonntag, d. 13./9. 8 U. **Als ich wiederkam**

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee.
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Soeben erschien der Schlussband von Geschichte d. öffentlichen Sittlichkeit in Russland.

Von **Bernh. Stern.**
ca. 700 Seiten mit 21 Interz. Illustrationen
M. 10.—, geb. M. 12.—

Inhalt: I. Russ. Grausamkeit. II. Weib u. Ehe (Hochzeitsbräuche und Lieder etc.) III. Geschlechtliche Moral (Probenächte u. Jungfernsch. Coitus u. Religion etc.) IV. Prostitution, Perversität und Syphilis. V. Folklorist. Dokumente (d. Erot. u. Obszön. in Literat. u. Karik., Sexuelles Lektikon, erot. u. ober. Sprichwörter, Lieder u. Erzählungen).

Bd. I. M. 7.—, Geb. M. 9.—, Beide Bde. falls zusammengekauft M. 15.—, Geb. M. 18.—
Ausführl. Prosp. üb. d. hochinter. Werk gr. fr. H. Barsdorf, Berlin W. 30, Landsbüterstr. 2.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. 11, Königrätzer Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

— **Terrains, Baustellen, Parzellierungen.** —

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.

— **Sorgsame fachmännische Bearbeitung.** —

Societät Berl. Möbel-Tischler

A.d. Tilzer, Jerusalemer Kirche 3, Berlin SW.

Möbel für vornehme Wohnungs-Einrichtungen

Ausstellung stilgerechter Wohn-, Speise- und Schlafzimmer in den neuesten Holzarten.
Lager aller Kunstmöbel, Polstermöbel, Dekorationen.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,00 Mk.

	Berliner-Theater-Anzeigen	
--	----------------------------------	--

Gebrüder-
Herrnfeld-
Theater.

Vorverk. 11-2 Uhr.
Anfang 8 Uhr.
57 Kommandantenstr. 57

Allabendlich
Das kommt davon!
mit dem Vorspiel: „Es lebe das
Nachtleben!“ Komödie in 3 Akten
von Anton und Donat Herrnfeld.

Kleines Theater.
Freitag, den 11., Sonnabend, den 12., Sonntag,
den 13., Montag, d. 14., Dienstag, d. 15./9. 8 U.

2 mal 2 = 5.
Sonntag, Nachm 3 U. Ein idealer Gatte.
Weitere Tage siehe Anschlagstafel

Berliner Eis-Palast
Lutherstr. 22/24
Permanente Eisbahn
2000 qm Lauffläche
Grosses Konzert
Vornehme Restaurationsräume
Eintrittspreise: bis 6 Uhr
Nachm. 75 Pfg., nach 6 Uhr 1,— Mk.

Metropol-Theater
Allabendlich 8 Uhr.
Donnerwetter — tadellos!
Grosse Jahres-Revue in 1 Vorspiel u. 9 Bild.
v. Jul. Freund. Musik von Paul Lincke.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— *Treffpunkt der vornehmen Welt* —

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

London & Paris Exchange, Ltd.,

DEUTSCHES DEPARTMENT.

BASILDON HOUSE, Moorgate St., LONDON, E. C.

EFFEKTENBANK.

Kulante und gewissenhafte Bedienung kontinentaler Kapitalisten und Spekulanten.

An- und Verkäufe aller in London marktgängigen Werte ohne Kommission oder Kurtage. — Kassa- und Zeitgeschäfte.

Eröffnung spekulativer Konti und Erteilung von Prämienrechten auf alle im Verkehr des Instituts gangbaren Werte, speziell Amerikaner, (Kupfer- und Diamantwerte, sowie Südafrikaner).

Vorschüsse auf alle marktgängigen Papiere zu günstigsten Bedingungen.

Reklamerung der englischen Einkommensteuer.

Incasso von Dividenden-Cheques spesenfrei und alle das Effekten-geschäft berührenden Transaktionen zu günstigsten Bedingungen.

Zuverlässiger Informationsdienst.

Kostenfreie Effektenüberwachung.

Erstklassige englische und kontinentale Referenzen stellt das Institut zur Verfügung.

Auf Wunsch sendet die London and Paris Exchange, Ltd., jedem Kapitalisten zur Informierung über das Londoner Effekengeschäft und die Bedingungen des Instituts ein Handbuch kostenfrei zu:

“ANLAGE UND SPEKULATION.”

(2. Auflage.)

Einzig schön

ist ein zartes, reines Gesicht, rosiges, jugendliches Aussehen, weiße, samteneiche Haut und schöner Teint. Alles dies erzeugt die echte **Steckenpferd - Lilienmilch - Seife** von **Bergmann & Co., Radebeul.** à Stück 50 Pf. Überall zu haben.

Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung Chemnitz.

Diät; milde Wasserkur; elektrische und Lichtbehandlung; seelische Beeinflussung; Zanderinstitut, Röntgenbestrahl., d'Arsonvalisation; heizbare Winterluftbäder; behagliche Zimmereinrichtung. Behandlung aller heilbarer Kranken, ausgenommen ansteckende und Geisteskranke. Illustrierte Prospekte frei. **Chefarzt Dr. Loebell.**



SAALECKER WERKSTÄTTEN

Filliale Berlin W 10, Viktoriastrasse 23

Bauten — Gärten — Möbel
von Prof. Schultze-Naumburg

Ständige Ausstellung

Freier Eintritt

Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30, Nollendorflplatz 7.

Soeben erschienen:

Harden im Recht?

Eine Betrachtung von Frank Wedderkopp.

Preis: 50 Pf.

5 Bogen. 8°.

Preis: 50 Pf.

Bestellungen
auf die

Einbanddecke

zum 63. Bande der „Zukunft“

(Nr. 27—29. III. Quartal des XVI. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum Preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a entgegengenommen.

Fay's Mineral-Pastillen

ächte Sodener
Überall
zu haben.

Preis 85 Pfg
pro Schachtel



Gegen Husten & Heiserkeit.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

Apostata

von **Maximilian Harden.**

7. bis 8. Tausend, 2 Bände à Mark 2.—.

Inhalt vom 1. Band: Phrasen. Die Schuhkonferenz. Kollige Bismarck. Gips. Genosse Schmalfeld. Franco-Russe. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvusi. Der heilige O'Shea. Nicus und Erlurt. Mahadü. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünzig. Trüffelpurée. Verein Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Suprema lex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom 2. Band: Bei Bismarck u. D. Lessings Doublette. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrönte Worte. Die romantische Schule. Menuet. She-Ma-Thsian. M. d. R. Ercica. Der ewige Barrabas. Sem. Dynamistik. Der 20^{te} Bund. Kirchnvater Strindberg. Der Ententeich.

Jeder Band 8¹/₂. 14 Bogen elegant broschiert.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ehe-schliessungen **England**
rechtsgiltig, im
Prosop. Nr. 1, verschlossen 50 Pfg
Hrock & Co., London, E. C. Queenstr 90/91

Stottern heilt d. schwierigst. Fälle
Garantie nach Wunsch.
G. Hue-holz,
Hannover 2. Brunnstr. 14

Dr. Möller's Sanatorium
Brosch. Nr. Dresden-Looschwitz. Prosop. Nr.
Diatel. Kuren nach Schroth.

Elektrische Kuren
eine Reform-Naturheilkunde
Sommer- u. Winterkuren
Prospekte gratis und franco
J. G. Brockmann
Dresden A 3, Mecklenburgstr. 6.

Fort mit der Feder!



Schreibst Du mit Feder noch so gut,
Weit besser schreibt die Liliput.

Die neuen LILIPUT-Schreibmaschinen

sind das Schreibwerkzeug für jedermann.

Modell Minima Preis M. 25.—

Modell A. Preis M. 38.—

Modell Duplex Preis M. 48.—

1 Jahr Garantie.

Auf Wunsch lief. wir unsere Liliput-Schreib-
maschinen ohne Kaufzwang zur Probe.
Zahlungsvereinfachungen gestattet.

Sofort ohne Erlernung zu schreiben. Keine
Weichgummitypen. Alle Arten von Ver-
vielfältigung. Geeignet für alle Sprachen
durch einfache Auswechslung der Typen-
räder. Reismaschine, da nur 3 kg Gewicht.
Beste Korrespondenzmaschine all. Systeme
i. billige Preislage. Glänzende Anerkennung.
Prospekte u. Schriftproben kostenlos von
Deutsche Kleinmaschinen - Werke

m. b. H.

München 21, Lindwurstr. 129-131.
Zweigniederlass. in Berlin und Hamburg.
Münchener Ausstellung 1908: Halle II,
Raum 154 und östentliches Schreibbureau
neben dem kgl. Ausstellungs-Postamt.
(30 Liliput in Betrieb)

Wiederverkäufer überall gesucht.

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheimblick, Bad Godesberg a. Rh.
 Moderates Specialsanatorium. Aller Comfort. Familienleben. Prosp. freit. Zwanglos. Entwöhn. v. **ALKOHOL**



Bad Pistyan

(Pöstyén, Ungarn)

Hervorragendstes Bad der Welt für Gicht und Rheumatismus

Auskunftsstelle: Hungaria-Germania Verkehrsgesellschaft m. b. H.

Fahrkarten - Ausgabestelle der Königl. Ungarischen Staatsbahnen.

Berlin, Friedrichstrasse 73

Schockethal bei Cassel
 Physikal. diätet. Heilanstalt mit modern. Einrichtg. Gr. Erfolg. Entzück. Lag. Angew. Rudersport. Jagdgelegenheit. Prospekt. Tel. 1151 Amt Cassel. Dr. Schaumlöffel.

Magnetische Heilpraxis.

Ausführliche Prospekte gratis und franko.

R. Richter,

Dresden A. 15. Rönischplatz 15

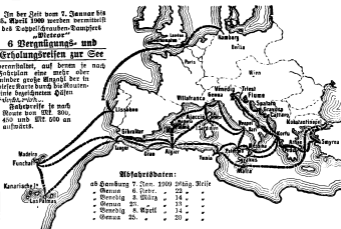
Mittelmeerfahrten

In der Zeit vom 7. Januar bis 26. April 1909 werden vermittelt bei Doppelrauben-Tampelack „Meteor“

6 Vergnügungs- und Erholungsreisen zur See

veranstaltet, auf denen je nach Schema eine mehr oder minder große Anzahl der in dieser Route durch die Routenlinie besichtigten Häfen besucht wird.

Fahrtbrevé je nach Route von Mk. 300, 450 und Mk. 600 an aufwärts.



Reisefahrpläne:

ab Hamburg	7. Jan. 1909	20-täg. Reise
• Genoa	6. Febr.	22
• Venedig	3. März	14
• Genoa	25.	13
• Venedig	8. April	14
• Genoa	26.	20

Alle Näheres enthalten die Prospekte.

Hamburg-Amerika Linie, Abteilung Vergnügungsreisen, Hamburg.

Der Kaiserhof Berlin

am Wilhelms- und Ziethenplatz

HOCHVORNEHMES HOTEL

225 geräumige, luftige Zimmer

Modernster Komfort

Zimmer mit 1 Bett	von Mk.	5.—
do. m. Bad u. Toilette	• •	12.—
Zimmer mit 2 Betten	• •	10.—
do. m. Bad u. Toilette	• •	18.—
Salons	• • • • •	15.—
	an	

Grand Restaurant Kaiserhof

Grillroom Kaiserhof

Grosse Halle, Kaiserhof

Five o'clock Konzert 4 1/2—6 1/2

Festsäle, Konferenzzimmer

Kaiserhof

Säle und Salons für Hochzeiten
und Festlichkeiten

Weingrosshandlung

HOTEL ATLANTIC HAMBURG

Eröffnung Frühjahr 1909

Haar-Ausfall und Schuppen beseitigt prompt und sicher
der seit Jahrzehnten erprobte u. stets bewährte
Haar-Nährstoff. 1/2 Fl. 2 M., 1/4 Fl. (500 gr) 4 M.

Glänzende Atteste aus allen Kreisen!

Georg Kühne Nachfl., Dresden A.-Z.

Chemisches Laboratorium. Gegründet 1881.



Nervenschwäch der
Männer
Ausführliche Prospekte
mit gericht. Urteil u. ärztl. Galactin
gegen Mk. 0,30 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 74.

Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Tag von M. 10.— ab.

**„Sanatorium
Zackental“
(Camphausen)**

Bahnlinie Warmbrunn-Schreiberbau, Mt. 17.

Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnhstation)

für chronische innere Erkrankungen, neu-
rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände
Diätetische, Brunnen- u. Entziehungskuren.
Für Erholungssuchende, Winterort.

Nach allen Errungenschaften der
Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte,
nebelfrei, nadelholzreiche Lage. Seehöhe
450 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres
Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt da-
selbst oder Administration in
Berlin S.W., Moecknerstrasse 118.

Flenkell Trocken

